Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 29 — Leipzig, den 18. Juli — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: „Er ist von Sinnen!“ — Der Pessimismus im Alten Testament: 4. Schluß — Karl v. Hases gesammelte Werke: Dogmatisches — Die Beurteilung deutscher Missionsarbeit durch D. Dalton. Ein Beitrag zur Richtigstellung — Adrian Fermont. man von Walther Siegfried — Verschiedenes: Professor Huxley; Ueber die Volkstümlichkeit der Predigt; Das ABC unsers Glaubens; n Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama; Für die Reisezeit; Bibelkenntnis unsrer Schriftsteller — Anzeigen

„Er ist von Sinnen!“

Und er kommt nach Haus. Und wiederum sammelt h eine Menge, sodaß sie nicht einmal essen konnten. d da es die Seinigen hörten, gingen sie aus, ihn greifen; denn, sagten sie, er ist von Sinnen. . . . Und es kommen seine Mutter und seine Brüder d standen außen und ließen ihn rufen, und um ihn r saß eine Menge, und man sagte ihm: Siehe, deine utter und deine Brüder und deine Schwestern sind außen und suchen dich. Und er antwortete ihnen: r ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah n sich auf die, die rings um ihn her saßen, und sagt: iehe, meine Mutter und meine Brüder! Wer da thut n Willen Gottes, der ist mir Bruder, Schwester d Mutter. Ev. Mark. 3, 20—22. 31—35.*)

Wenn wir vom Leiden des Herrn reden hören, so geht uns zunächst wohl allen so, daß uns dies Wort die Ecce mo-Gestalt vor die Seele ruft. Das ist so natürlich; es kann um anders sein. Aber dürfen wir dabei stehen bleiben? Du ißt dir einmal die Frage durch den Sinn gehen lassen: was t wohl in der Seele Jesu schwerer gewogen: das Geißeln, Dornenkrone, das Durchbohren der Hände und Füße, die euzesqual? — oder des Judas Verrat, des Petrus Verleugng, das Zerstieben der Jüngerschar, der augenscheinlich hoffngslose Zusammenbruch all seines Wirkens? Nicht wahr, der pfel des Leidens liegt doch in dem Eli, Eli, lama asabthani!

Von hier müssen wir zurückblicken. Dann können wir Fäden des Leidens durch sein ganzes Leben zurückverfolgen zu dem Vorwurf der Mutter: Mein Sohn, warum hast uns das gethan? Dann können wir auch in dieser Geichte, die uns Markus berichtet, zwischen den Zeilen lesen.

Der Herr steht mitten in seiner Wirksamkeit am See nezareth. Schon redet man in ganz Galiläa von ihm. Die ute stehen unter dem Eindrucke, daß einer unter ihnen weilt, r Vollmacht hat. Jesus kann sich des Andrangs kaum erhren. Das Haus, in dem er Wohnung macht, wird geradezu agert. Da suchen sich ein paar Leute, eine galiläische Frau t ihren Söhnen, den Weg durch die Menge zu bahnen. Beisterung, Erwartung, Neugier, Hoffnung, Freude malt sich auf n Gesichtern der Umstehenden, — auf ihren Zügen liest man orge, Angst, Aufregung. Die Frau weint. Was wollt ihr nn? fragt man sie, als sie wieder vergeblich durchzudringen hen. Ach mein armer Sohn! antwortet die Frau. Laßt uns h hinein zu ihm. Wir wollen ihn mitnehmen nach Hause. ort wird er wieder gesund werden. Er ist außer sich, der me; er ist von Sinnen gekommen!

Das Wort verhallte im Gedränge, aber es muß doch Jesu zu Ohren gekommen sein. Nur so verstehen wir, was er nachher von Mutter und Brüdern sagte, nachdem die Seinen endlich einen Boten gefunden hatten, um ihn herauszurufen. Mit keinem Worte wird uns verraten, was da in dem Herrn vorgegangen war. Und doch wissen wirs: „es ging ein Schwert durch seine Seele.“ — War das nicht auch ein Stück vom Leiden Jesu?

* * *

Es ist erstaunlich, wenn man darauf achtet, wie oft einzelne Szenen aus dem Leben des Herrn sich in uns und um uns her immer wieder abspielen. Denke nur an jene Gruppe am Kohlenfeuer im Hofe des hohepriesterlichen Palastes. Und von wie manchem heißt es in unsern Tagen: Da ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter! Auch die furchtbare Tragik, die in den Worten liegt: da es die Seinigen hörten, gingen sie aus ihn zu greifen; denn, sagten sie, er ist von Sinnen, — hat sie nicht auch etwas Typisches an sich? Wundern darf uns das nicht. Wer dem Herrn nachfolgen will, muß mit ihm auch völlige Verständnislosigkeit von seiten der liebsten Menschen leiden können. Nur daß keinen nach ihm ein solches Erlebnis so treffen kann wie ihn. Denn er ging voran.

„Sie sagten: er ist von Sinnen.“ Als die Jünger am ersten Pfingstfeste in heiliger Fröhlichkeit die großen Thaten Gottes verkündigten, da wurden Stimmen laut: sie sind voll süßen Weins! Das ist ja in immer neuen Variationen bis auf den heutigen Tag für den großen Haufen stets das lösende Wort, wenn eine außerordentliche Persönlichkeit ihm die in den Sand geschriebnen Zirkel zu stören droht. Höre den Leuten zu, wenn sie über einen Mann reden, der vielleicht durch einen außergewöhnlichen Entschluß von sich reden macht; der nicht so ist wie alle andern Leute — es scheint nichts näher zu liegen als ein bedauerndes „er ist von Sinnen.“

„Er ist von Sinnen!“ das wird auch immer die Losung bleiben, wenn ein Jünger Jesu mit heiliger Begeisterung, Ernst und Kraft seines Meisters Sache unter der großen Menge vertritt. Irren wir nicht, so stehen wir wieder vor einer Erneuerung jener ergreifenden Szene im galiläischen Fischerstädtchen. Der alte Baum, in dessen Holz die Holzschläger sich schon im voraus geteilt haben — nur bis die letzten Blätter abgefallen sind, will man noch warten —, sieh, er treibt auf einmal neue kräftige Reiser! Die Herzen voll Begeisterung treten Jünger Jesu hinaus ins Volksleben. Ihr Herr giebt ihnen Herz und Gedanken dazu. Sie wollen sein Werk an den Armen und Gedrückten fortsetzen. Seine Worte gegen den Mammon, gegen Schriftgelehrte und Pharisäer bekommen neues Leben für sie, der alte Prophetenmut, der in ihm loderte, ergreift sie wieder. Und nun die alte Geschichte: „Da das die Seinigen hörten, gingen sie aus, ihn zu greifen, denn, sagten sie, er ist von Sinnen.“ Die Brüder kommen, und die Mutter, und wollen

*) Die Luthersche Uebersetzung giebt in Vers 21 den Sinn nicht tlich genug wieder. Wir geben daher die Stelle nach Weizsäcker, d zwar, um der sprachlichen Einheit willen, das Ganze.

ihn mitnehmen in das stille Heimatstädtchen, in des Vaters stille Werkstatt. Dort, fern vom öffentlichen Treiben, wird ihm wieder wohl werden. Der Arme ist von Sinnen gekommen. Gewiß, sie meinten es treu und gut!

Hörst du, was heute die Brüder und Schwestern und die Mutter „Kirche" sagen?

Daß wir nur in den Zeiten, die nun kommen, ihn nicht aus den Augen verlieren, dem auch die schmerzlichsten Erfahrungen des Menschenlebens nicht fremd geblieben sind. Daß wir nur seine Worte nicht vergessen: „Wer da thut den Willen Gottes, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter!"

Herr, wir möchten so gern zu deinen Brüdern und Schwestern gehören. Lehre du uns des Vaters Willen thun!

P J

Der Pessimismus im Alten Testament

4

Es paßt vorzüglich zu diesem hohen sittlich-religiösen Standpunkt des Prophetismus, der seinen Höhepunkt im zweiten Jesaia erreicht, daß, wie vorher schon angedeutet, nunmehr auch das alte, gewissermaßen noch dem sinnlich-heidnischen Standpunkte angehörige Vorurteil aus diesen Kreisen wich, als ob im äußern Ergehen der Menschen die Gunst oder Ungunst, der Lohn oder die Strafe Gottes für sein Verhalten, seinen sittlichen Wert oder Unwert zu erkennen sei. Es ist bekannt, wie mächtig diese Vorstellung noch zu Christi Zeiten die Herzen beherrschte, aber es erscheint wie eine Vorstufe der Worte Jesu: Gott läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte (Matth. 5, 45), wenn schon in den Propheten die Einsicht immer klarer wird, daß Gott nicht um der Willkür der Bösen willen seine ewigen heiligen Ordnungen ändert (vgl. Jerem. 20, 7 ff., 14 ff. und besonders Jesaia 51, 23. 63, 17). Jesus hat denen, die ihm von einer Schlächterei des Pilatus an galiläischen Festpilgern im Tempelhofe zu Jerusalem voll Wut gegen den Statthalter Meldung thaten, geantwortet:

Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein; sondern so ihr nicht umkehrt, werdet ihr alle auch also umkommen.

Und er hat hinzugesetzt, indem er die Sache verallgemeinerte:

Oder meinet ihr, daß die Achtzehn, auf die der Turm in Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Nein, sondern so ihr nicht umkehrt, werdet ihr alle auch also umkommen.

In dieser Anschauung aber liegt die direkte Fortsetzung der Perlen des Psalters, die so dringend mahnen, sich nicht über die glücklichen Ungerechten zu ereifern (Ps. 37, 1. 7. 8), und so deutlich erkennen lassen, welchen Kampf es manchen Sänger gekostet hat, ehe er diese tiefer liegende Ordnung der Dinge erkannt hat:

Nur wenig fehlte, so wären meine Füße abgewichen, fast nichts, und meine Schritte hätten sich verlaufen. Denn wenn ich sah der Sünder Wohlergehen, so weckte ihre Hoffart meinen Neid. Denn schmerzensfrei ist, frisch und wohlgenährt ihr Leib. Nicht ficht sie an der Menschen Elend u. s. w. (Ps. 73, 2—16).

Mahnt doch ganz ähnlich auch der Verfasser des Spruchbuches (3, 31. 23, 17. 24, 1. 19).

Zwar das können wir von dem also gezeichneten Standpunkte auf der Höhe der alttestamentlichen Entwicklung noch nicht sagen, daß hier schon jene unsichtbare Welt des ewigen Lebens klar hervorbricht und den allgemeinen und zweifellosen Sieg über die am Irdischen hängende Gesinnung davonträgt. Wohl aber wird sich das erste Erwachen dieser erst wahrhaft den Pessimismus ganz überwindenden, das Himmelreich erfassenden Gesinnung in der prophetischen vollkommnen Hingebung an Gott und für die irrenden Menschen nachweisen lassen. Wir stehen hier an der Schwelle des innersten Heiligtums: der verlangend nach vorwärts gerichtete Blick der Geisteshelden dringt zeitweise bis hinter den Vorhang dieses Tempels, lebt vorahnend schon fast in der unsichtbaren Welt des himmlischen Seins.

Wir sahen, daß der Prediger der Eitelkeiten dieser W nicht so weit vorgedrungen ist, sondern ganz im Kreise d Diesseits sich bewegt. Es wird sich fragen, wie der großartig theoretische Lösungsversuch des Pessimismus, den wir in d alttestamentlichen Litteratur haben, sich zu dieser Frage stel mit andern Worten, ob das Buch Hiob uns weiter vorwär führt auf dem Wege der Ueberwindung eines in sich selbst v kümmernden und schließlich verzweifelnden oder gegen Gott s empörenden Pessimismus? oder welche andre Stellung wir dies merkwürdigen Erzeugnis des israelitischen Geistes anweis welchen Wert wir ihm beimessen können?

Von hoher Wichtigkeit ist das Buch Hiob schon deshalb, w es, wenigstens seinem ursprünglichen Kerne nach, jedenfa älter als die nachexilische Litteratur ist, die mit dem Erlösch des alten Prophetengeistes durchgehends den Charakter ein gewissen Degeneration, einer Einspinnung der Geister in d äußere Gesetzlichkeit, des Stolzes auf die äußere Zugehörigk zu dem Bundesvolke trägt. Von solchem jüdischen Chauvin mus ist Hiob gänzlich entfernt, und das Buch legt uns dah ganz ohne Rücksicht auf den Vorzug Israels, das pessimistis Problem ursprünglich und menschlich, ja in seinem ältesten Te sogar herausfordernd, mit prometheischer Kühnheit in sein Anklage gegen Gott vor. Das jetzige Buch Hiob ersche freilich dem oberflächlichen Betrachter leicht als eine blo Theodicee, weil der ursprüngliche Kern des Buches eingerah und auch teilweise unterbrochen ist von mannichfachen Zutha späterer Ueberarbeitung, die die Aufnahme der ursprünglich a Kampf und Widerspruch angelegten Schrift in den Kanon mögl oder ihr Vorhandensein darin erträglich machen sollten. Der Kern in dem Abschnitt Kap. 3 bis 31 enthalten, ist aber durch den Prol Kap. 1 u. 2 und den Epilog Kap. 42, sowie andrerseits du die Reden eines vierten, im Prolog auch nicht einmal erwähnt Freundes, Elihu, Kap. 32 bis 37, durch die Reden Gottes selb Kap. 39 bis 41 und durch ein lyrisch-didaktisches Stück von d menschlichen und göttlichen Weisheit, Kap. 28, eingefaßt u unterbrochen. Ganz deutlich geht z. B. in Bezug auf den Prol das angenommene Verhältnis schon daraus hervor, daß d das Problem eigentlich gar nicht gestellt wird oder doch, ind es gestellt wird, auch schon durch die glänzend bestandne Pr des unbedingt sich unterwerfenden, duldenden Gehorsams Hio gelöst ist. Die eigentliche Stellung des Problems, die du den Redaktor ins 29. und 30. Kapitel verlegt worden ist, w von jener Geduld nichts, sondern Hiob fährt hier nach A stimmung der Klage über den totalen Gegensatz zwischen sein einstigen, mit vollster Gerechtigkeit verbundnen hohen Glüc zustande und seiner jetzigen unverschuldeten tiefsten Erniedrigu folgendermaßen fort:

Ja, umgewandelt ist Gott mir, und Todesschrecken jagt wie Sturmwind fort mein Glück, und wie ein Nebel ist mein Heil zerronn Und nun ergießt sich klagend meine Seele, es haben meine Unglückst mich erreicht. Nachts werden aus dem Leib die Knochen mir gerisi und das, was an mir nagt, legt sich zur Ruh nicht hin. Mit Allgew wird mir die Hülle abgezogen, die wie mein Unterkleid mich enge sc umschloß. In Kot hat er mich hingeworfen, und ich bin Staub u Asche gleich. Ruf ich zu dir, giebst du nicht Antwort, als ich noch a recht stand, da nahmst du meiner wahr. Zum Wütrich hast du d nun gegen mich gewandelt, mit deines Armes Wucht verfolgst du m als Feind, hebst in die Luft mich auf, daß mich der Sturmwind re mich stückweis auseinander reiß. Bin ich mir doch bewußt, daß du z Tod mich führest, zu dem Versammlungsort von allem, was da l Zwar dem, der sich vergriff, hilft seine Bitte wenig, verachtet wird Flehn, wenn er im Unglück ist. Doch weint ich nicht ob dem, schwere Zeiten drückten? War ohne Mitgefühl ich für des Armen N Auf Gutes hoffte ich, jedoch es traf mich Schlimmes, ich wartete Licht, und es kam Finsternis. Es wallt mein Innres auf und kom zu keiner Ruhe, ja, meine Unglückszeit sie hat mich jetzt erreicht. schwärzt geh ich einher, und doch ists keine Hitze, und raff ich mich emp schrei ich vor aller Welt. Dem (heulenden) Schakal bin ich zum Bru worden, dem Strauß (dem wimmernden) hab ich mich beigesellt. schwärzt ist meine Haut und schält sich mir vom Leibe, und von Fiebers Glut ist mein Gebein entbrannt. So ist zum Trauerlied meine Zither worden, es ward zum Klagegesang die Weise der Schal (30, 15 bis 31).*)

Nicht dem Prolog und Epilog, welche Stücke die Mehrz

*) Die Uebersetzung ist von G. L. Studer (Das Buch Hiob Geistliche und gebildete Laien. Bremen, 1881).

r Bibelleser allein kennen, entspricht diese Schürzung des notens, wohl aber dem immer wiederkehrenden Hauptgedanken, gen den die apologetischen Freunde so wenig ausrichten, und n dessentwillen Hiob ein so arger Pessimist geworden ist, ß er eigentlich gar keine ernstliche Verteidigung seiner selbst gen Gott mehr unternehmen will. Gegen Bildads erste Rede richt er:

> Bei der Verteidigung müßt ich mich selbst verklagen, verdammen ürd er mich, wenn ich auch schuldlos bin. Schuldlos bin ich. — Nicht ll mich meine Seele kümmern, mein Leben will gering ich achten; es doch eins — darum behaupte ich: ob schuldlos oder schuldig, er vernichtet beide. Bringt den ein harter Schlag auf einmal um sein Leben, reizt die lange Qual Schuldloser ihn zum Spotte. Die Erd ist in e Hand der Frevler hingegeben, weil er der Richter Blick auf ihr verunkelt hat: denn wenn nicht er es thut, wer anders thät es sonst? , 20 bis 24).

Und in der Verteidigungsrede gegen Zophars ersten Einurf heißt es in bittrer Ironie:

> Wahr ist es, ganze Leute seid ihr, mit euch stirbt einst die Weiseit aus. Doch ward auch mir gleich euch Verständnis, nicht steh ich inter euch zurück. Wer ist auch, der nicht gleichviel wüßte? Muß ich um Hohn den Freunden dienen? ich, des Gebet Erhörung fand? Zum ohn bei unbefleckter Tugend? Doch Unglück findet stets Verachtung ei solchen, die sich sicher fühlen, und wankt der Fuß, sind sie gleich da. er Räuber Wohnung bleibt in Frieden, gesichert ist, wer Gott erzürnet und nur auf seine Faust vertraut. Die Tiere frag, daß sie dich hren u. s. w. (12, 1 bis 7).

Wir sehen, daß hier die Frage der Entscheidung zwischen inem frommen Optimismus und einem sich gegen Gott empörenden Pessimismus aufs rücksichtsloseste aufgeworfen wird, nd zwar hier wirklich derartig, daß sie gleichbedeutend wird it der persönlichen Entscheidungsfrage für oder wider Gott. Wir können auch das Andre ruhig zugeben, nämlich daß in den Tröstungsreden der Freunde, die solchem Beginnen gegenüber u Verteidigungsreden Gottes werden, viele schöne Gedanken nthalten sind. Aber wir werden dem Eindrucke des Ganzen ei ernstlicher Lektüre nicht entgehen, daß die Klagen und Anklagen Hiobs in letzter Beziehung ohne Antwort bleiben. Es nthält ja gewiß einen Teil von wahrer Lebensweisheit, wenn namentlich Eliphas in seiner ersten Rede als ihm zu teil geordne göttliche Offenbarungen die drei Punkte hervorhebt, rstens daß ein wahrhaft frommer Mann im Unglück nie verzweifeln und nur der Gottlose mit seiner ganzen Brut zu Grunde gehen wird; zweitens, daß vor dem heiligen Gotte uch der Frömmste nie rein, sondern als ein dem vergänglichen Staube Angehöriger auch schuldig jeder Strafe erscheint; und drittens, daß es gänzlich nutzlos und darum thöricht ist, über Gott zu eifern, daß uns keine noch so fest scheinenden Lebensgüter aus seiner vernichtenden Hand retten werden, wenn wir, statt in demütigem Vertrauen von Gott selbst Wiederherstellung unsers Glückes zu suchen, frevelhaft unsern Zorn gegen ihn richten (Kap. 4, 1 bis 5, 27).

Aber eine der furchtbaren Lage und der rücksichtslosen Offenheit Hiobs seinem Gotte gegenüber wirklich genügende tiefere Erkenntnis kommt dabei dennoch nicht zu Tage. Denn einer besondern Schuld, die solchen Jammer hätte verursachen müssen, ist Hiob sich eben nicht bewußt, und der allgemeinen Sündhaftigkeit gegenüber versteht er solche Strafe nicht:

> Was ist der Mensch, den du so ehrest, ihn deiner Aufsicht so sehr würdigst, ihn jeden Morgen wieder heimsuchst, ihn prüfest jeden Augenblick? Willst du denn nimmer von mir absehn, mir nur so lange Ruhe gönnen, bis meinen Speichel ich verschluckt? Bin ich im Fehler, was vermöchte ich dir zu thun, du Menschenhüter? Was setzest du mich dir zum Ziele, und werd ich selber mir zur Last? Warum denn kannst du nicht verzeihen, mir meine Sünden nicht vergeben? Wie lange währts, sink ich zum Staube, du suchst mich, und ich bin nicht mehr (7, 15 ff.).

So antwortet Hiob am Schlusse seiner gewaltigen Rede gegen Eliphas, und wir ersehen daraus ein Doppeltes. Erstens ist der Verfasser dieser Reden noch nicht über den alten Standpunkt hinweg, auf dem das Maß des irdischen Glückes auch das entscheidende Maß des Wertes eines Menschen vor Gott ist. Er sieht im Leid die Strafe, den Ausdruck des Zornes Gottes. Zweitens aber bleibt er hier noch vollständig im Diesseits mit seinem Blicke, ein Ziel des ewigen Lebens, dem der Prophetismus schon so nahe war, kennt er gar nicht; denn wäre er sich dessen bewußt, so müßte es hier notwendig hervortreten, damit der Konflikt des seiner frühern Frömmigkeit sich so wohl bewußten Hiob mit Gott verhindert werde.

Ebensowenig aber wie Hiob kennen die drei im Prolog genannten Freunde den Glauben an ein ewiges Leben (3, 13 bis 22. 10, 21. 14, 10 bis 14. 15 bis 23. 15, 29 ff. U. s. w.). Nur die allgemeine Vorstellung von einem Schatten- oder Totenreich scheint hie und da hervorzutreten (z. B. 3, 13 bis 22, 26, 6), aber nur in der niederdrückenden Bedeutung wie im vorchristlichen Altertum überhaupt, nirgends als ein Triumph über den Tod. Und ganz denselben Standpunkt dem sittlich-religiösen Werte nach nimmt der im Prolog gar nicht genannte, plötzlich und unvorbereitet hervortretende vierte Apologet Gottes gegen Hiob, Elihu, Kap. 32 bis 37, ein. Auch hier ist vollständige Leugnung der Unsterblichkeit des Menschen zu finden (33, 24 bis 30), da der ganze Gedankengang dieses Teiles unsrer Dichtung auf den Beweis hinausläuft, daß das große Unglück Hiobs gerade nicht den Zorn, sondern die Gnade Gottes beweise, da er ihn durch das Leiden läutern wolle, um von seinem (sonst verdienten) Tode absehen und ihn im Leben, nämlich im irdischen Leben erhalten zu können.

Ebensowenig aber geben uns die andern, offenbar ebenfalls später hinzugekommnen Lösungsversuche der Frage nach dem Grunde des Elends und der ungerechten Behandlung der Menschen ihrem Werte nach einen Hinweis auf eine Ueberwindung des Todes. So herrlich auch die wundervolle Darstellung der göttlichen Weisheit ist, vor der alle menschliche Weisheit verschwinden muß (Kap. 28, 1 bis 28), so erhaben und lebensvoll die Poesie der Reden Gottes, der Hiob aus dem Sturme antwortet, und der prachtvolle Anhang vom Behemot (Flußpferd) und vom Leviathan (Krokodil) 40, 15 bis 41, 26 ist, so läuft doch auch die großartigste Darstellung der Majestät Gottes in spruchpoetischer und naturpoetischer Pracht auf ein einfaches Schweigenmüssen des Menschen in Bezug auf das gestellte Problem hinaus (Kap. 38 bis 40, 5 nebst 40, 15 bis 41, 26 und ebenso 40, 6 bis 14). Wenn Hiob hier vom Standpunkte der Majestät Gottes aus einfach zur Unterwerfung und zum Schweigen gebracht wird, dann kommt die Dichtung schließlich auf nichts andres hinaus, als auf eine Insolvenzerklärung menschlichen Erkennens in Bezug auf die entscheidendste Frage in sittlich-religiöser Beziehung, ohne daß durch den Dichter der Weg oder die Möglichkeit eines Fortschreitens dieses Erkennens durch göttliche Selbstoffenbarung irgendwo angedeutet würde. Und der Prolog wie auch der Epilog runden wohl die Dichtung künstlerisch ab, jener indem er das Ganze als eine im Himmel, wo unter allen andern Söhnen Gottes auch der Satan erscheint, beschlossene und von Hiob bestandne Prüfung seiner Frömmigkeit und ihrer Echtheit darstellt; dieser, indem er neben die doppelte Wiederherstellung des verlornen irdischen Glückes Hiobs als Lohn für seine Unterwerfung den scharfen Verweis der ungeschickten Apologeten Gottes durch Gott selber stellt. Aber eine wirkliche Lösung des geschürzten Knotens wird man ehrlicherweise nicht darin erblicken können. Wir dürfen sagen: auf theoretischem Gebiete, in der betrachtenden Poesie ist das vorchristliche Israel wohl bis zur Postulirung des höchsten sittlich-religiösen Zieles gekommen, hat jedoch den Standpunkt, auf dem dieses Ziel als gesichert gelten darf, nicht erreicht.

Der Glaube an eine ewige Bestimmung der einzelnen irdischen Persönlichkeit, an die Unsterblichkeit der Seele ist im Buche Hiob ebensowenig zu finden wie in dem jedenfalls noch später geschriebnen Prediger (Kohelet), von dem ich ausging. Die einzige Stelle im Hiob, die dahin verstanden werden könnte, und die thatsächlich in der christlichen Kirche etwa seit dem fünften Jahrhundert mit aller Energie für den Unsterblichkeitsglauben, ja für eine alttestamentliche Weissagung auf die Auferstehung Christi geltend gemacht worden ist, besagt, näher besehen, nichts davon. Mitten in seinem Ringen mit den Beschuldigungen der Freunde, im Flehen um ihr Mitleid gegenüber einer solchen Verfolgung durch Gott, während Hiob dringend wünscht, daß, was ihm, dem Unschuldigen, von Gott widerfahren ist, in ein Denkbuch aufgezeichnet werde, rafft er sich auf zu folgenden Worten unerschütterlichen Vertrauens zu Gott:

Doch weiß ich, daß mein Anwalt lebt und sich zuletzt ob (meines) Staubs erheben wird. Und nachdem diese meine Haut zerfallen ist, ich meines Fleisches ledig bin, dann schau ich Gott. Ihn werd ich mir zum Heile schauen, und meine Augen, nicht ein Fremder, sehen ihn. (Darnach) verzehrt mein Herz sich mir im Busen (19, 25 bis 27).

Vor und nach diesen Worten findet keine Bezugnahme auf die hier angeblich geäußerte Auferstehungs- oder Unsterblichkeitshoffnung statt, und zwar weder in Hiobs noch in der Freunde Reden, sondern es bleibt der Blick aller auf das Diesseits gerichtet. Der Höhepunkt der Verteidigung Hiobs also und ebenso der entscheidende Punkt des religiösen Lebens und des ganzen religiösen Gedankenkreises unsrer Schrift, der zuversichtliche Aufschluß des ewigen Lebens und der unsichtbaren Welt Gottes, in der die Lösung der schreienden Widersprüche des irdischen Seins zu suchen wäre — dies gerade müßte (wollten wir der alten kirchlichen Annahme folgen) uns als eine im Zusammenhange und im Sinne der vorgeführten Personen gänzlich unverständliche, ja ihrer Grundanschauung widersprechende Andeutung erscheinen. In der That aber spricht sich wohl eine großartige Erneuerung des Gottvertrauens in den angeführten Worten aus, ganz ähnlich wie in den Worten Hiobs (Kap. 16, 19): „Doch seht! Auch jetzt noch bleibt ein Zeuge mir im Himmel und ein Bürge in der Höhe," aber kein Gedanke an persönliche Unsterblichkeit und ewiges Leben, nur der Glaube an den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit des Frommen durch Gott überhaupt, an das Eintreten Gottes für die gerechte Sache des Frommen selbst nach seinem Tode. Was der Verfasser vom Sehen Gottes außerhalb seines Leibes spricht, setzt nicht eine Existenz geistiger Natur voraus, sondern einzig und allein den Sieg der Sache Hiobs, seiner Unschuld und Gerechtigkeit durch Gott, selbst wenn er selber dahingegangen sein wird. Nicht näher kommt hier der Verfasser der Zuversicht des ewigen Lebens als der Sänger des schönen 73. Psalms da, wo er das große Problem der ungerechten Verteilung des Glückes, die Gefahr des Verfallens in gänzlichen Pessimismus mit den Worten abwendet:

Wen hätt im Himmel ich? und neben Dir verlang ich nichts auf Erden. Vergeh mir Fleisch und Herz, so bleibt doch meines Herzens Hort, mein Teil auf ewig Gott (V. 25 f.).

Gewiß liegt in dieser Zuversicht auf Gott die Wurzel, aus der später die Gewißheit persönlicher Teilnahme des Menschen am ewigen Leben erwachsen ist. Bis zu solcher Höhe aber ist der Verfasser dieses Psalms noch ebensowenig wie der Verfasser des Buches Hiob hinaufgelangt, oder wie der Sänger von Psalm 49, der das große Rätsel der scheinbar so ungerechten Weltordnung mit dem Ausdrucke des unbedingtesten Vertrauens auf den schließlichen Untergang auch des Reichsten und Mächtigsten und auf den endlichen Sieg des Gerechten löst:

Wie Schafe sind sie (die Hochmütigen) in die Hölle gestoßen, der Tod weidet sie, und es triumphiren über sie Gerechte am Morgen, und ihre Gestalt muß vergehen, die Unterwelt ist Wohnung für sie. Ja Gott wird erlösen meine Seele aus der Hand der Hölle, denn er wird mich aufnehmen! (V. 15. 16).

Erschrecken wir vor solchem Ergebnis des religiösen Strebens und Trachtens im alten Bunde? Oder müssen wir nicht vielmehr bekennen: wir stehen hier bewundernd am Eingangsthor zum neuen Bunde, und es ist uns, als ob die Zeit näher und näher herankommen müßte, in der der Auferstandne das ewige Leben als ein schon hier gegenwärtiges, unvertilgbares an den Tag bringen und die Offenbarung des Gottes enthüllen konnte, der nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen ist! Vom Pessimismus im Sinne der Enttäuschung ist in diesem Glauben an den Gott und Vater seiner Kinder nichts, der seine Sonne über sie alle aufgehen und über alle regnen läßt, nicht um sie zu verderben, sondern um sie zu sich zu ziehen und sie an seinem wunderbaren ewigen Reichtum des Lebens teilnehmen zu lassen. Hier in der unsichtbaren Welt himmlischen Lebens, göttlichen Gesinntseins, die in Jesu Person sich aufthut, hier, wo die ganze Macht des Bösen mit allem Leid und Tod nur helfen muß, den Sieg des Gottessohnes an den Tag zu bringen, hier ist das alte Problem gelöst und Gnade und Wahrheit, Leben und unvergängliches Wesen an den Tag gekommen.

H Ziegler

Karl v. Hases gesammelte Werke

4. Dogmatisches*)

Bd. VII: Gnosis oder protestantisch-evangelis Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde Bd. IX: Handbuch der Protestantischen Polemik geg die römisch-katholische Kirche — Bd. VI, 1: Theol gische Erzählungen (Des alten Pfarrers Testamen Die Proselyten).

Karl Hase hatte die Kühnheit, mit sechsundzwanz Jahren eine Dogmatik zu veröffentlichen. Dieses Werk len zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf Hases Nam In seinen Jugenderinnerungen berichtet er darüber:

Sie war mit einiger Verwunderung aufgenommen worden, da zwar durchweg von einem rationalen Prinzip ausgehend, doch in ihr philosophischen Ernste, in ihrer gefühlsmäßigen Auffassung der Religi und in ihrer Achtung vor den geschichtlichen Mächten des Christentu dem herrschenden Rationalismus widersprach, auch sich nicht in eine hergebrachten Klassen unterbringen ließ.

Diese Charakteristik paßt ebenso gut auf die Gnosi die „Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde," der unermüdliche junge Gelehrte alsbald nach Vollendung „Dogmatik" in Angriff nahm. Die Vorrede zur ersten Aufla trägt das Datum 1827. Uns liegt jedoch das Buch nicht jener ersten Form vor. Nach mehr als vierzig Jahren Hase es unternommen, das Werk seiner Jugend in ne Bearbeitung erscheinen zu lassen mit Verwertung alles dess was die Wissenschaft seitdem Neues zu Tage gefördert hat Er hegte offenbar eine besondre Vorliebe für dieses Bu Wir finden in den „Annalen meines Lebens" mehrfach Spuren seines lebhaften Interesses für dessen Neugestaltung. schreibt er am 25. August 1867:

Ich möchte so gern dies Werk meiner Jugend, ohne den Juge glanz daran zu verlöschen, in edler Reife hinstellen, das letzte größ Werk, mit dem ich, wenns der liebe Gott hinausführen läßt, dann w abschließen könnte.

In seinen Aufzeichnungen bezeugt er eine unverhole Freude, als er die Bekanntschaft einer — dazu noch katholischen Dame gemacht hatte, die seine Gnosis studirte. Er protest dagegen, daß man das Buch nur als „angenehme Lektüre" hi nehme, „während doch meine Jugend und mein Alter dar steckt und mein Herzblut hinein ergossen ist." Es soll „k Buch zur Erbauung, kein Geschenk für Konfirmandinnen" se sondern „eine streng geordnete, nur aus den gelehrten Element ihrer Geburt herausgebildete und von den Innungszeichen ih Fakultät losgesprochene Wissenschaft." Unter dem Nam „Gnosis" versteht der Verfasser „erleuchtetes Christentum," se Buch ist die Einführung in dieses.

Hase selbst spricht es aus, es sei ein Wagnis, nach me als vierzig Jahren ein Buch in neuer Auflage wieder ausz senden, als ob es noch der Gegenwart angehörte. In der Th liegt die Gefahr nahe, daß ein solch repristinirtes Werk sein einheitlichen Charakter verliere, namentlich wenn man so persö lich und individuell schreibt, wie Hase dies zumal in sein Jugendwerken thut, wo er noch „den naiven Egoismus" hat ein Buch „zunächst für sich selbst zu schreiben." So treff wir denn auch in der Gnosis hie und da Partien, die sich au nehmen wie eingesprengte Stücke und den Charakter jugendli pathetischer Auffassung und eines gewissen poetisch-romantisch Betriebs der ernsten Wissenschaft an sich tragen. Vielleicht auch die äußere Einteilung des Buchs noch ein Nachklang davo Indem der Verfasser das Gebäude der Dogmatik mit eine christlichen Gotteshaus vergleicht, nennt er den einleitenden Te „Vorhalle," den Schlußabschnitt „Apsis." In der Mitte steh

---

*) Für manche „Laien" könnte diese Ueberschrift abstoßend wirke Der Artikel ist gleichwohl für sie geschrieben. Uebriges vgl. Jahr 1894, Nr. 33, Sp. 782 ff., Nr. 38, Sp. 904 ff.; 1895, Nr. 8, Sp. 181

Der Verfasser weilt nun nicht mehr in diesem Erdenleben. Ei Anzeige in Nr. 27 hat unsern Lesern von seinem frühen Heimga Nachricht gegeben. So lange er konnte, war er unermüdlich mit de immer schwindenden Maße von Kraft, das ihm blieb, zu studiren u zu schaffen. Noch zweimal werden unsre Leser seinen Beiträgen b gegnen.

D H

die beiden Hauptteile „Ontologie“ und „Christologie.“ In der Vorhalle werden die Prinzipienfragen besprochen, ein Kapitel ist den Quellen gewidmet, ein weiteres der Geschichte der Dogmatik. Wer die „Geschichte Jesu“ kennt und das, was dort über das Johannesevangelium gesagt ist, wird einigermaßen verwundert sein, hier, in der Gnosis, eine ernstlich durchgeführte Vertheidigung der Johanneischen Abfassung dieses Evangeliums zu finden. Es ist dies allerdings die ältere Ueberzeugung Hases. Noch in der „Geschichte Jesu“ sagt er, er habe sich „schweren Herzens vom Glauben an die volle Johanneische Echtheit losgerissen.“ Als er die Gnosis neu herausgab, hatte er schwerlich noch diesen Glauben; dennoch hat er die frühere Ansicht stehen lassen, wahrscheinlich aus Pietät gegen die Ueberzeugung seiner Jugend; man könnte auch sagen, aus Schwäche dafür, denn man wird es doch nicht ganz rechtfertigen können, daß ein Schriftsteller seinen Lesern eine wissenschaftliche Untersuchung bietet, von der er selbst überzeugt ist, daß sie nicht Stich hält, und sie mit Gründen belegt, an die er selbst nicht mehr glaubt. Uebrigens ist eine Vergleichung der beiden Ausführungen sehr interessant: die Dürftigkeit und das Unbefriedigende der für die apostolische Verfasserschaft geltend gemachten Gründe tritt dabei um so deutlicher hervor.

Der erste Hauptteil: Ontologie zerfällt in die beiden Abschnitte „Menschheit“ und „Gottheit.“ Der erste Abschnitt behandelt die Religion, und zwar zuerst die „Religion nach dem Ideal,“ dann die „Religion in der Wirklichkeit.“ Religion ist Liebe zum Unendlichen, Hingabe an das Unendliche, man könnte den Menschen einen werdenden Gott nennen, wenn es nicht mißverständlich wäre. Von dieser „Liebe zum Unendlichen“ ist doch etwas gar viel die Rede, und man fühlt sich zu der Frage veranlaßt, was hinter diesem sublimen, höchst abstrakten Begriff eigentlich Greifbares steckt. Lieben wir denn eigentlich das Unendliche? Wir lieben das Ideal, das Gute, das höchste Gut, wir lieben Gott; er ist freilich der Unendliche, aber er ist uns doch nicht dasselbe wie das Unendliche. Eine Ahnung vom Unendlichen bekomme ich z. B., wenn ich mich in den Anblick des gestirnten Himmels vertiefe, aber ich weiß nicht, ob es viele Menschen giebt, die eine wirkliche Liebe zu dieser Unendlichkeit empfinden und das Verlangen hegen, in ihr aufzugehen. Christus hat uns nicht gesagt: „Liebe das Unendliche!“ sondern: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben“ — dabei kann man sich etwas denken, — während wohl auch die „Gebildeten in der Gemeinde“ ihren Pfarrer sonderbar ansehen möchten, wenn er ihnen sagte: Ihr müßt eben das Unendliche lieben, sonst habt ihr keine Religion. Dem philosophisch und theologisch Gebildeten ist natürlich dieser Begriff geläufig; aber ich mache diesen Einwurf vom Standpunkt des zwar gebildeten, doch nicht theologisch gebildeten Lesers aus, dieser wird mit solchen Begriffen wenig anzufangen wissen, und darum sollte man sie auch nicht gebrauchen, als wären sie gäng und gäbe wie eine Scheidemünze. Verständlicher für jedermann wird es schon, wenn wir statt „das Unendliche“ sagen: „das Ewige“ — „Hingabe an das Ewige“ mit dem inbegriffnen Gedanken der Erhebung über das Irdisch-Beschränkte. „Das Ewige“ ist ein Begriff von sittlich-religiösem Gehalt; „das Unendliche“ eigentlich ein mathematisch-philosophischer Begriff, für den man sich religiös nicht wohl erwärmen kann.

Von dem zweiten Abschnitt: Gottheit interessiren uns besonders die Kapitel von Gott insgemein und die weitern über Vorsehung, Gebet und Wunder. Nach manchen auch etwas positiver klingenden Ausführungen kommt der Verfasser zu dem Resultat:

> Aber alles Streben, den hohen Unbekannten zu erkennen, ist vergeblich, wer nicht Frieden und Freundschaft mit ihm schließt. . . . Es gilt nur, mit dem Höchsten, das um und in uns ist, das Herz zu erfüllen, so groß es ist. Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn es dann, wie du willst!

Viel Schönes und Treffendes findet sich in den Abschnitten über Vorsehung, Gebet und Wunder. Es ist namentlich die gesunde Vernünftigkeit und Billigkeit des Urteils und das ernste Bestreben, auch der fremden Auffassung gerecht zu werden, was wir an diesen Ausführungen hochschätzen. Doch wird man sich hie und da des Eindrucks kaum erwehren können, daß bei der Erwägung dieser Fragen mit der einen Hand gegeben und mit der andern wieder genommen wird. Man vermißt manchmal das Bestimmte, Faßbare; es ist ein Hin- und Herschwanken in Gedanken, in Gründen und Gegengründen, wobei die Einwände, die gegen eine Glaubensansicht gemacht werden, öfters überzeugender sind als die positiven Gründe, die ins Feld geführt werden, um sie zu halten. Wer eine Probe für das Gesagte will, der lese, was S. 389—393 über die Vorsehung erwogen wird: In der Macht des Uebels scheint ein Zweifel oder eine Anklage gegen eine allwaltende Vorsehung zu liegen. Zwar giebt es Theodiceen genug, aber sie befriedigen den Zweifelnden nicht. Es heißt dann:

> Erst der Gläubige erkennt die sichern Spuren der Vorsehung in der Natur wie in der Geschichte und vertraut die Lösung der ebenso unleugbaren Widersprüche einer unbekannten Zukunft.

Gleich darauf der Satz:

> Daß auch das Kleinste ein Gegenstand göttlicher Weltregierung sei, hat nur eine Vornehmthuerei geleugnet, die das Gottes unwürdig achtete.

Und dann doch wieder:

> Die hieraus folgende Anerkennung, daß die Haare auf unserm Haupte alle gezählt sind, führt doch leicht zu abergläubischen und übermütigen Ansprüchen.

Endlich überraschend entschieden und entschlossen die Sätze:

> Es ist ein hartes Wort, aber eine Wahrheit: in Gefahr und Not giebt es keine Hilfe und Rettung, auf die der Fromme kraft der Vorsehung sicher vertrauen könnte. . . . Durch solches Hoffen, das auf nichts gegründet ist, kommt ein kläglich Schwanken ins Leben. Wehre sich jeder seiner Haut, so gut er kann, aber bilde keiner sich ein, daß sie Gott ihm unverwundbar gegeben, wie dem hörnernen Siegfried, und auch der ist seinem Geschick erlegen. Solche männliche Ansicht, wie sie aus der Erfahrung und aus der Religion gleichermaßen hervorgeht, erschreckt nur den Feigen; den Mutigen spricht sie von der Sorge frei, denn er weiß, daß die Angst vergeblich und die Furcht hilflos ist. Wer nur das eine Interesse hat für sich und für andre, für Allgemeines, für Göttliches zu leben, was die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, der wird die Welt nicht scheuen, nicht mit ihren Schmerzen, nicht mit ihren Wonnen, die beide ein Recht auf ihn haben.

Ich habe diese Stelle in extenso so angeführt, weil sie in mehr als einer Hinsicht charakteristisch ist für das in Rede stehende Buch und seinen Verfasser.

Der zweite Hauptteil umfaßt unter der Ueberschrift: Christologie den gesamten übrigen Stoff der Dogmatik; der Verfasser handelt darüber in drei Abschnitten: Christus in der Geschichte (Person, Werk, zweifacher Stand); Christus im Gemüt (Prädestination und Grade; Rechtfertigung durch den Glauben allein; Heiliger Geist); Christus in der Kirche (Wesen der Kirche; Gnadenmittel; Diener und Ordnungen der Kirche; Bekenntnis und Union). Näher auf Einzelnes einzugehen, ist hier nicht möglich. Es ist dessen, was man gern ausdrücklich hervorheben möchte, gar viel in diesen Abschnitten. Einige besonders bemerkenswerte Stellen möchte ich aber doch wenigstens mit der Seitenzahl bezeichnen, unter der sie zu finden sind, und ich bin sicher: wer in der Lage ist, sie nachzuschlagen, wird gern weiter und weiter lesen. So Seite 539 die bemerkenswerte Stelle über „die Vorstellung eines Opfertodes Jesu,“ ferner Seite 541 die vortreffliche, freie Erörterung des Anselmschen Dogmas. Ueber das Dogma von den „Ständen Christi“ sagt der Verfasser, an seine Stelle sei die Geschichte des Lebens Jesu getreten, und er giebt in diesem Zusammenhang ein summarisches Leben Jesu mit all den Vorzügen, die uns in seiner großen „Geschichte Jesu“ begegnet sind. Gar schön sind S. 656 die Sätze vom Glauben an den heiligen Geist, und was Hase S. 828/29 über das Bekenntnis und die Verpflichtung darauf sagt, ist so sehr für unsre Tage geschrieben, daß ich mir nicht versagen kann, die Stelle wörtlich anzuführen. Sie lautet:

> Sonach ist jede unbedingte Verpflichtung auf symbolische Bücher unprotestantisch, gewissenlos und gewissenbeschwerend. Man hat gesagt: „von Symbolzwang kann nicht die Rede sein, da niemand zum theologischen Studium oder zur Uebernahme eines geistlichen Amtes gezwungen wird.“ Das ist dieselbe frivole Rede, mit der anderwärts das Cölibatgesetz beschönigt wird. Ebenso unprotestantisch der Rat oder die Forderung, daß diejenigen, die mit dem dogmatischen System der Symbole innerlich zerfallen sind, sich vom Studium der Theologie abwenden oder auf ihr kirchliches Amt verzichten sollen. Das wäre freilich den Hei-

ligen unsrer Tage mundrecht, wenn ihnen die Kirche ausgeliefert würde und nur solche geistlich studirten, die darein ergeben sind, auf ihr freies, ehrliches Denken zu verzichten. Aber gerade wer sich innerlich berufen fühlt zum Lehramte der Kirche und etwas Höheres darin sieht als eine Versorgung, wird es gewissenshalber nicht preisgeben an die, die dasselbe unprotestantisch verwalten würden.

In der Apsis kommen noch zur Sprache die Lehre von den letzten Dingen und die Trinitätslehre, jene nennt der Verfasser „das Jenseits der Menschheit,“ diese „das Jenseits der Gottheit.“ Viel Schönes, Interessantes und Tröstliches hören wir da über die Unsterblichkeit der Seele, manches freilich ist auch nur ein „Phantasietrost“ — um einen Haseschen Ausdruck zu gebrauchen —, der dem unverblümten Ernst des Todes nicht gewachsen ist. Das Kapitel von der Trinität kommt im Grunde wieder einmal darauf hinaus, daß dieses Dogma in seiner orthodoxen Fassung keine Existenzberechtigung habe.

Nicht auf alle Fragen bekommen wir eine runde, klare, abschließende Antwort, die uns durchaus beruhigen könnte. Trotzdem darf man dieses Buch jedem denkenden Christen, der sich über seinen Glauben Rechenschaft geben will, mit gutem Gewissen angelegentlich empfehlen. Viele Partien des Buches sind leicht und — trotz dem Einspruch des Verfassers — angenehm zu lesen. Es ist kein trocknes Kompendium, sondern lebendige Darstellung und Schilderung, und immer wieder eröffnen sich uns im Gang der Verhandlung Ausblicke auf einen Hintergrund, der alles Göttliche und Menschliche umfaßt. Aber manche Ausführungen erfordern auch die ganze Aufmerksamkeit und geistige Anspannung des Lesers, und wer sich daran macht, das Werk, das rund 900 Seiten zählt, zu lesen, der mag es mit dem Vorsatz thun, die Lektüre auch hinauszuführen. Dann wird er sich gewiß belohnt finden.

* * *

Das Pendant zur „Gnosis“ bildet die Protestantische Polemik. Merkwürdig! Hase war im Grund eine friedliebende, irenische Natur; man kann von ihm sagen: er hatte keine Feinde, — und dennoch ist eins seiner stattlichsten Werke ein Kampfbuch geworden, eine Polemik gegen die katholische Kirche. Aber freilich wird der Kampf von einem höhern Standpunkte aus geführt und besteht nicht in Rechthaberei und theologischer Zänkerei, sondern in ruhiger, sachgemäßer Schilderung und Ablehnung, wo es nach protestantischen Begriffen nötig ist. Hase selbst nennt sein Werk „ein Buch zum Frieden,“ wenigstens insofern sei es dies, als es neben dem Trennenden doch auch das Gemeinsame hervorhebt. Er meint, man könnte es auch „Symbolik“ nennen so gut, wie das berühmte Werk von Möhler, dessen gründliche Beantwortung von protestantischer Seite die „Polemik“ nach der Absicht ihres Verfassers repräsentiren soll. Symbolik ist ja aber nichts andres als die vergleichende Darstellung der Glaubenssysteme der verschiednen Kirchen. So kommt es, daß in unsrer Polemik das eigentlich Polemische nie störend in den Vordergrund tritt. Der Verfasser entrollt vielmehr in aller Ruhe und Sachlichkeit das Bild des katholischen Glaubens und Kultus; mit dieser Darstellung ist verbunden die Kritik, die Verteidigung der abweichenden protestantischen Auffassung und der Nachweis des protestantischen Standpunkts als des höhern. Zur Beschreibung des kirchlichen Lebens und Glaubens, wie es im Katholizismus zum Ausdruck kommt, war Hase vor andern befähigt, sowohl durch seine eingehenden dogmatischen Studien, als auch durch den vielfachen Verkehr mit Vertretern der katholischen Kirche vom hohen Würdenträger bis herab zum einfachen Kleriker, der sich ihm besonders auf seinen italienischen Reisen bot; dieselben Reisen gaben ihm auch ausgiebigste Gelegenheit zur Beobachtung des Volkslebens — „Volk“ im weitesten Sinne gebraucht. So ist denn auch der erste Gedanke an die Ausführung dieses Buches im eigentlichen Zentrum des Katholizismus entstanden, und die Vorrede zur ersten Auflage 1862 ist in Rom geschrieben.

Was die Kritik betrifft, wie Hase sie anwendet, also den eigentlich polemischen Gehalt, so hat man schon gefunden, er sei fast allzu gerecht und thue in der Anerkennung oder im Geltenlassen da und dort eher zu viel als zu wenig. So viel ist

sicher: Billigkeit des Urteils und Bereitwilligkeit, das Gute, das Christliche in der katholischen Kirche anzuerkennen, wo es möglich ist, sind so hervorragende Eigenschaften dieser Polemik, daß man sich nur wundern muß, wie es möglich war, daß ein solches Buch so grobe und böswillige Antworten hervorrufen konnte, wie sie zum Teil darauf erfolgt sind. Außer der einen ausführlichen und wissenschaftlichen Gegenschrift von Speil, auf die Hase in den neuern Auflagen in Anmerkungen eingeht, sind eigentlich nur Pamphlete gegen das Buch und die Person des Verfassers geschrieben worden, die für die katholische Sache kein günstiges Zeugnis ablegen; denn bei solchen Diskussionen wird bekanntlich am ehesten der grob, der sich unsicher fühlt.

Im allgemeinen bietet das Werk nach der Vorrede zur zweiten Auflage ein Dreifaches: nämlich die „Darlegung der katholischen Kirchenlehre und Theologie,“ ferner die „Betrachtung über die Motive dieser Lehrsätze und das Urteil darüber“; endlich „ihre Wirkung auf das Leben des Volks und der Völker.“ Aeußerlich gliedert sich der stattliche Band (728 Seiten) sehr übersichtlich in drei Bücher: „Die Kirche“ — „Das Heil“ — „Beisachen.“ Unter der letztgenannten Ueberschrift bietet uns der Verfasser vier außerordentlich interessante Kapitel über „Kultus,“ „Kunst,“ „Wissenschaft und Litteratur,“ „Politik und Nationalität.“ Obwohl diese Gegenstände nur indirekt mit einer eigentlichen Polemik zusammenhängen, hat Hase sie doch — gewissermaßen anhangsweise — aufgenommen; denn, so heißt es in der Vorrede zur ersten Auflage, „nicht allein das Dogma ist das Schlachtfeld dieses Geisterkampfes, auf dem sich die Zukunft beider Kirchen entscheiden wird, sondern auch ein ethisches, humanistisches Gebiet.“ — Auf das vierte Kapitel des ersten Buches („Papsttum“) möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers noch insbesondre hinlenken. Wir haben hier in drei Abschnitten („Der Universalbischof,“ „Der Unfehlbare,“ „Der Papstkönig“) die ganze Entwicklungsgeschichte des Papsttums. Hier vergißt man beinahe, daß man eine Polemik liest, so sehr überwiegt die rein geschichtliche Darstellung; allein man vergißt es nicht ungern. Die ausführlichen Berichte über das vatikanische Konzil, wenn sie auch in dieser Ausführlichkeit streng genommen den Rahmen einer Polemik überschreiten, gehören zu den schönsten und glänzendsten Partien des Buches. Hase kommt zweimal in dem genannten Kapitel darauf zu reden und schildert das Konzil das einemal mehr nach seiner dogmatischen Bedeutung, das andremal mehr nach seinem geschichtlichen Verlauf. Ebenso interessant ist die Darstellung der Geschichte der Einigung Italiens, die sich in dem Abschnitt über den „Papstkönig“ findet. Da wir wissen, daß das Papsttum eher sich selbst aufgeben würde als den Anspruch auf weltlichen Besitz, so könnten uns die Betrachtungen, die Hase über die Vorteile einer eventuellen Verzichtleistung des Papstes auf weltliche Macht anstellt, fast etwas befremdlich erscheinen, so gerechtfertigt und ernsthaft diese Erwägungen sind. Er meint, es wäre möglich, daß dann für das Papsttum „eine neue Zeit religiöser Macht und Wirksamkeit anhebe.“

S. 285 ist dies näher ausgeführt:

> Der Papst würde dann nicht mehr veranlaßt sein, sich mit Kriegsscharen zu umgeben, seine Zuaven zu mustern und den Grundstein zu neuen Kasernen zu legen. Der Kirche würde nicht mehr die Versuchung nahe liegen, zu thun, was zumal die Gemüter erbittert und gegen die Religion verhärtet, daß diese benutzt wird zu weltlichen Zwecken oder weltliche Mittel aufgewandt werden für eine vermeintliche Religion. . . . Der Papst würde dann nicht mehr versucht sein, einer Königin Isabel die geweihte goldne Rose zu übersenden als Preis für ihre Tugend; noch zum Falschmünzer zu werden, der Geld unter seinem anerkannten Werte schlagen ließ. . . . Dann würden auch die Prälaten seltner werden, die den geistlichen Rock nur anziehen und auf die eigne Ehefrau verzichten, um ohne irgend einen geistlichen Beruf zu Ehre und Macht zu gelangen. Auch dürfte dem heiligen Geist dann nicht mehr die Beschränkung auferlegt sein, nur einen Italiener zum Haupt der Kirche zu erwählen, wie dies . . . seit mehr als drei Jahrhunderten geschehen ist ganz gegen den kosmopolitischen Sinn der katholischen Kirche u. s. w.

Im zweiten Buch wird Das Heil beschrieben, wie es die katholische Kirche bietet. Das erste Kapitel bringt einen einleitenden Abschnitt über „Glauben und Werke.“ Das zweite Kapitel trägt die Aufschrift „Ueberschwängliches.“ Der Verfasser versteht darunter „überflüssige Werke,“ „Klosterleben,“ „Heilige.“

Jede der drei Materien wird in einem besondern Abschnitt besprochen. Ein drittes Kapitel sodann handelt vom „Marienkultus“ mit besondrer Rücksichtnahme auf das Lieblingsdogma Pius IX. von der unbefleckten Empfängnis. Die weitaus größere Hälfte des zweiten Buches (Kap. 4—8) ist der Darstellung der sieben Sakramente der katholischen Kirche gewidmet. Hier findet der Leser, der etwa von der „Gnosis“ herkommt, manches, das ihm vielleicht bekannt ist; allein dieselben Gegenstände sind hier unter völlig neuen Gesichtspunkten behandelt; die Darstellung ist viel eingehender und belebt durch ausgiebige Verwendung von Episoden aus Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte, auch von eignen Erlebnissen und Erfahrungen des Verfassers, soweit sie dazu dienen, ein Dogma verständlich zu machen nach seinen Ursprüngen und Motiven, nach seinem religiösen Wert oder Unwert, endlich nach dem Einfluß, den es in sittlicher und religiöser Hinsicht auf die ausübt, die sich ihm unterwerfen. Wie schön kommt das alles z. B. in der Darstellung des Unfehlbarkeitsdogmas zum Ausdruck!

Zudem finden sich in diesem Werke wieder alle jene Vorzüge der äußern Form, die schöne, künstlerische Verarbeitung des gelehrten Stoffes, wie wir sie bei den historischen Darstellungen Hases gefunden haben, mit denen sich die Polemik überhaupt nahe berührt. Es ist wirklich ein Genuß, dieses Buch zu lesen, und man kann sich kaum eine angenehmere Art denken, Kenntnisse zu erwerben, die — das dürfen wir wohl gestehen — dem protestantischen Publikum meist sehr ferne liegen, trotzdem sie keineswegs ausschließlich zur theologischen, sondern größtenteils zur allgemeinen Bildung gehören.

* * *

Im Zusammenhang mit diesen Werken dogmatischen Inhalts mögen hier noch zwei Jugendwerke Hases kurze Erwähnung finden: zwei theologische Erzählungen — Des alten Pfarrers Testament und Die Proselyten. Das erste Büchlein ist entstanden im Jahre 1823, die Frucht einer plötzlichen Eingebung, die dem jungen Autor auf einer Fußwanderung nach Tübingen durch den frühlingsduftigen Wald zu teil wurde und ebenso rasch ihre litterarische Ausführung fand. Im Rahmen eines skizzenhaften Lebensabrisses und einer etwas mondscheinhaften Liebesgeschichte hinterläßt der alte Pfarrer den Seinigen in Form eines Vermächtnisses das Beste, was er im Lauf eines langen Lebens von philosophischer und religiöser Erkenntnis erworben hat. Das Leitmotiv dieses Vermächtnisses ist die Johanneische Abschiedsmahnung: „Kindlein, liebet einander!“ Die Liebe ist Grund und Wesen aller Dinge, Liebe ist die Lösung des Welträtsels, und die genialsten Systeme der Philosophen befriedigen eben darum nicht, weil sie den Begriff und die Bedeutung der Liebe nicht aufnehmen. In dem vierzehnten Kapitel „Kant“ heißt es:

> So verklärt die Liebe den kategorischen Imperativ, eine finstre Weissagung, die später geboren wurde als ihre schönere Erfüllung: so verklärte den Judaismus einst das Christentum.

In einer Phantasie über die göttliche Dreieinigkeit (XVIII: „Ein Gesicht St. Johannis, des Theologen“) spricht Jesus zu dem Lieblingsjünger:

> Und also ists, Ein Gott im Himmel und auf Erden, aber das ist der Vater, der Sohn und der Geist, und die Drei sind Eins. — Und wie denn? frug ich. Er aber sprach: durch die Liebe.

In dem siebzehnten Stück, „Der Weise von Nazareth,“ wird Jesus dargestellt als die verkörperte Liebe, und die Apostel bestrebt, ihm gleich zu werden in dieser Hinsicht. Endlich der eigentliche „Letzte Wille“ (Stück XIX) findet seinen Ausdruck in dem Wort: „Meine Kinder, habet euch lieb unter einander!“ So ist das Büchlein ein philosophisch-religiöses hohes Lied der Liebe.

Die Proselyten sind im Jahre 1825 entstanden, während Hase auf dem Hohenasperg gefangen saß. Der Verfasser meint, das Büchlein sei doch schon die Grundlage zu seiner Polemik gewesen. Der eigentlich wissenschaftliche Gehalt ist auch hier im Rahmen einer „theologischen Erzählung“ gegeben: zwei Stiefbrüder, von denen der eine im protestantischen, der

andre im katholischen Glauben erzogen worden ist, schildern einander die Vorzüge ihres Glaubens und ihrer Kirche, und jeder sucht den andern für seinen Standpunkt zu gewinnen. Der Effekt ist ein so vollständiger, daß beide bekehrt werden und jeder seinen Glauben wechselt. Dieser Gedanke einer gegenseitigen Bekehrung hat doch etwas sehr Unnatürliches an sich und ist keine befriedigende Lösung, denn folgerichtig müßten die beiden Proselyten nun wieder von neuem beginnen, einander zu bekehren. Uebrigens sind die Ausführungen des katholischen Bruders viel gewichtiger, überzeugender und sittlich ernster als die des protestantischen, der es immer nicht lassen kann, seine romantischen Liebesaffairen einzumischen, was man in diesem Zusammenhang gern missen würde. So hat es zwar nichts Befremdendes, daß er sich in das andre Lager hinüberziehen läßt. Wie aber der Katholik, nachdem er in dem ausführlichen und wirklich schönen fünften Briefe das Recht der katholischen Kirche glänzend vertreten hat, nun plötzlich protestantisch werden kann, das bleibt ganz unbegreiflich.

Den beiden kleinen Werken haftet der Stempel der Jugendlichkeit an, das ist nicht zu leugnen. Auch ihre Sprache hat noch etwas Romantisch-Bombastisch-Jean Paulisches, wie wirs jetzt nur noch schwer ertragen, und wovon sich der Autor bald glücklich emanzipirt hat. Aber wer sich mit den übrigen Werken Hases befreundet hat, wird auch dieses Bändchen gern zur Hand nehmen und darin mit Freuden den Geist des Mannes und des Greises im Keim erkennen.

Paul Baumgärtner †

Die Beurteilung deutscher Missionsarbeit in Japan durch D. Dalton

Ein Beitrag zur Richtigstellung

Konsistorialrat D. Dalton bespricht in seinem Buche „Auf Missionspfaden in Japan“ (Bremen, 1895) die Missionsarbeit des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins und giebt über dieselbe ein so durchaus vernichtendes Urteil ab, daß ich ihm den Vorwurf der Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, der ihm bereits gemacht worden ist, doch nicht ganz ersparen kann. Um ihm gerecht zu werden, gebe ich gern zu, daß ein Aufenthalt von mehreren Wochen, das Studium japanischer Missionslitteratur, die Unterredung mit Missionaren und der Besuch missionarischer Institute in Japan noch bei weitem nicht genügen, in all die verwickelten Fragen eines Missionsorganismus einzudringen, oder gar sie in der Kontinuität ihrer historischen Entwicklung zu verfolgen. Als ich vor zehn Jahren in Japan landete und die ersten Eindrücke japanischen Heidentums und Christentums hatte auf mich wirken lassen, nachdem ich durch zahlreiche Besuche, Besichtigungen, Unterredungen und nach Durcharbeitung litterarischen Materials mich genügend orientirt zu haben glaubte — es war das etwa im fünften Monat meines Aufenthalts im Lande —, da fühlte ich Lust und Kraft in mir, ein Buch über japanische Religionsverhältnisse zu schreiben. Glücklicherweise reichte die Zeit dafür nicht aus. Nach einem Jahre schon fühlte ich mich so unsicher in der Beurteilung derselben Verhältnisse, die ich anfangs so sicher zu durchdringen glaubte, daß ich Bedenken getragen haben würde, auch nur ein Bändchen darüber zusammenzuschreiben. Nach einem Aufenthalt von drei Jahren erst erkannte ich die Mangelhaftigkeit meines Wissens in diesen Dingen so sehr, daß ich nur mit einer gewissen Besorgnis die Feder ansetzte zu einem kleinen Aufsätzchen über japanisches Heidentum und Christentum. Was Dalton nach mehreren Wochen seines, leider so sehr kurz bemessenen Aufenthaltes in Japan an Gefühlen der Sicherheit in Beurteilung der schwierigsten Verhältnisse beseelt haben mochte und vielleicht noch beseelt, kann ich also recht nachfühlen: denn ich selbst stak eine Zeit lang in derselben Haut in Bezug auf die Sicherheit meiner Erfahrung und meines Urteils. Der jahrelange Aufenthalt in Japan gestattete mir aber eine Metamorphose durchzumachen, die D. Dalton versagt blieb; sonst wüßte er es nun, daß seine

Mitteilungen, soweit sie eigne Urteile und Beobachtungen wiedergeben, für den Sachkenner nur sehr bedingten Wert und wenig erschöpfenden Charakter haben. Ich bedaure es tief, daß es D. Dalton nicht vergönnt war, in Japan gründlicher zu studieren; ich weiß bestimmt, sein Gerechtigkeitsgefühl würde ihn zu einem andern Urteil gebracht und ihn davor bewahrt haben, Schilderungen zu machen und Urteile abzugeben, die dem einigermaßen tiefer dringenden Studium sich als unhaltbar erweisen mußten.

Es ist nicht meine Aufgabe, den gegenwärtigen Stand unsers Missionswerkes in Japan gegenüber dem Daltonschen Buche zu beleuchten; es wird das von andrer Seite geschehen. Ich halte mich zunächst jedoch für verpflichtet, auf einige Punkte Daltonscher Kritik, die sich auf meine Thätigkeit in Japan (von 1885 bis 1891) beziehen, einzutreten,*) umso mehr, als sie mir Gelegenheit geben, einige missionsmethodische Fragen, über die ich auch in Freundeskreisen interpellirt worden bin, in Kürze zu beantworten.

D. Dalton macht es uns zum Vorwurf, daß wir das Studium der japanischen Sprache vernachlässigt haben:

> Das muß doch das Erste sein, daß ein Missionar die Sprache des Volkes, dem er das Evangelium zu predigen hat, mit allem Fleiß erlerne, daß die Aneignung dieser Sprache unbedingte Forderung für seine Arbeit zu sein hat.

Der Rat trifft für die meisten Missionsgebiete zu, für Japan nur mit Modifikation. Die Gründe hierfür sind folgende: 1. Die vollkommene Beherrschung der japanischen Sprache ist erst nach jahrzehntelangen Studien und Uebungen zu erreichen, und dies nur bei Personen, die fürs Sprachstudium besondre Gaben besitzen. Die mangelhafte Beherrschung der Sprache macht aber auf ungebildete Zuhörer den Eindruck, daß die Sache selbst ebenso ungenügend sei wie die Form, darin sie zur Darstellung kommt. 2. Je mehr eingeborne Theologen heranwachsen, soll man es diesen überlassen, das Christentum dem Teil des Volkes nahe zu bringen, das sich auf eine europäische Sprache nicht versteht. Zu Gunsten dieses Rates spricht auch die Rücksicht auf die Schonung des japanischen Selbständigkeitstriebes: je mehr das Christentum der Masse des Volkes durch Japaner nahe gebracht wird, um so sympathischer wird die Aufnahme desselben erfolgen. 3. Japan besitzt schon seit längerer Zeit einen so zahlreichen und tüchtigen evangelischen Theologenstand unter den Eingebornen, daß es eine Verschwendung an Arbeitskraft sein würde, wenn auch nur die Mehrzahl der fremden Kräfte sich der viele Jahre raubenden philologischen Vorarbeit unterzöge, wie das zu jener Zeit geschah, da Japan, für das Christentum noch völlig unzugänglich, den Missionaren die Muße zum Sprachstudium in reichlichem Maße gewährte. 4. Im allgemeinen gilt als Regel, daß der von einem guten japanischen Dolmetscher ins Japanische übersetzte Vortrag eines Eindrucks sicherer ist als derjenige eines der japanischen Sprache sich bedienenden Nichtjapaners — wenige Ausnahmen abgerechnet. 5. Gebildete Japaner verstehen eine der europäischen Hauptsprachen wenigstens so weit, daß das Evangelium ihnen durch direkte Verkündigung in einer dieser Sprachen von Seite des Fremden nahe gebracht werden kann. Ganz im besondern gilt dies von den Theologie studierenden Japanern, sodaß schon jetzt in sämtlichen theologischen Schulen, und nicht etwa nur in der unsrigen, die Ausbildung von Theologen vornehmlich mit Hilfe der englischen und deutschen Sprache geschieht. Jeder Arbeiter auf dem Missionsfelde weiß, daß der Japaner, sobald er eine fremde Sprache versteht, nur in dieser von dem Fremden angesprochen zu werden wünscht. 6. Die zielbewußte, selbständige Entwicklung der japanischen Nation wird meines Erachtens vielleicht schon nach wenigen Jahrzehnten die Missionsarbeit fast ausschließlich in die Hände der Eingebornen legen. Darum nützen wir die Zeit aus und machen es nicht jedem zur Pflicht, in fünf- bis sechsjähriger Philologenarbeit sich auf eine Predigt- und Lehrthätigkeit auf Grundlage der japanischen Sprache

*) Etwas ausführlicher geschieht dies in der demnächst erscheinenden Nummer der Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionskunde.

vorzubereiten, auf eine Thätigkeit, worin er von jedem tüchtigen eingebornen Theologen überflügelt wird! — Man verstehe mich wohl; ich verurteile das Studium der japanischen Sprache für den Missionar nicht, sondern spreche mich nur gegen die Notwendigkeit eines solchen Obligatoriums für alle Missionare aus. Es kann der Sache des Evangeliums nur förderlich sein, wenn besonders sprachgewandte Missionare in den Geist der japanischen Sprache tiefer eindringen. Das Kolloquial-Japanisch dagegen wird jeder Missionar soweit sich zu eigen machen müssen, daß seine Sprachkenntnisse für den gewöhnlichen Verkehr ausreichen. Wenn nun in Betracht gezogen wird, daß von den drei ersten Missionaren unsrer Mission in Japan einer sich des Japanischen soweit bemächtigte, daß er japanisch predigen und lehren kann, so halte ich dies Verhältnis für durchaus gerechtfertigt und weiß mich darin im Einverständnis mit einer Reihe von Missionskennern Japans und der großen Mehrzahl der japanischen Christen aller Schattirungen. Um so mehr muß ich es bedauern, daß D. Dalton ohne tiefer gehenden Nachweis der Berechtigung seiner Anklage uns unsre wohlüberlegte Stellung zum Studium der japanischen Sprache zu einem so schweren Vorwurfe macht; denn der Grund, daß „Land und Leute, ihr Glauben und inneres Leben . . . einem fremd bleiben,“ trifft darum nicht zu, weil jeder Missionar nach einigem Aufenthalt im Lande das Kolloquial-Japanisch in der Hauptsache beherrscht und mit seiner Kenntnis der japanischen Silbenschrift einen Teil der Litteratur lesen kann, weil ferner das Englische thatsächlich zweite Landessprache in Japan wird, und jedem Missionar durch mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Eingebornen hinreichend Gelegenheit geboten ist, Land und Leute in allen Beziehungen kennen zu lernen.

Gegen den Vorwurf, daß wir im Beginn unsrer Missionsthätigkeit in Japan eine Ueberfülle von Arbeiten überhastet in Angriff genommen hätten, habe ich Folgendes zuerinnern: In der Entwicklung unsrer Missionsarbeit ist das Neue mit dem Bestehenden in organischer Weise in Zusammenhang gesetzt worden; die Kreise wurden erst dann erweitert, wenn sie über sich selbst hinausdrängten. Es lag keine Ueberhastung in der Gründung der kleinen deutschen Gemeinde in Tokyo einen Monat nach meiner Landung in Japan. Erst nach drei Monaten wurde die Filiale in Yokohama hinzugefügt. Allmählich wurden die Beziehungen zu den Japanern angeknüpft, Unterweisungen für Taufkandidaten begonnen. Die innere Notwendigkeit führte dann zur Sammlung der Getauften in der aus kleinsten Anfängen herauswachsenden japanischen Gemeinde, aus der ich nach anderthalb Jahren zwei der deutschen Sprache hinreichend mächtige ältere Schüler auswählte, um sie ihrem Wunsche gemäß mit der Zeit zu Theologen zu erziehen. Was nach Jahren D. Dalton und vielleicht auch manchem wohlmeinenden Freunde in der Heimat den Eindruck der Ueberhastung machen mußte, war dem Arbeiter auf dem Felde eine zwingende Notwendigkeit in der Entwicklung von Thatsachen, und da irgendwo Halt zu gebieten, würde Ruin bedeutet haben. Oder hätte ich mich mit der Gründung der deutschen Gemeinde zufrieden geben und die Japaner, die mich nach dem Evangelium fragten, vertrösten sollen auf gelegnere Zeit? Hätte ich den unterwiesenen und nach meinem Dafürhalten aufrichtig bekehrten Japanern die Taufe verweigern sollen? Hätte man mir geraten, die meist jungen Leute nun sich selbst zu überlassen und zu einer Christengemeinde nicht zu sammeln, trotzdem man sich sagen mußte, daß sie in der Standhaftigkeit ihres Christenlebens ohne diesen Zusammenschluß gefährdet waren? Würde man es mir nicht geradezu als Pflichtversäumnis vorgeworfen haben, wenn ich nicht aus dem von mir gewonnenen Kreise einige der Besten zu eingebornen Helfern heranzubilden versucht hätte? Es würde zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, daß unserm Vorgehen, das dem spät nachkommenden Beschauer oder auf sehr lückenhafte Berichte angewiesenen Beurteiler den Eindruck überhasteter Ziellosigkeit macht, ein Plan zu Grunde lag.

Wenn mir der Verfasser im weitern vorhält, daß ich die Geister nicht zu prüfen verstand und vielen „von denen, die ihn [mich] und seine [meine] zahlreichen Vorträge umlagerten, das

schwergewicht ihres Interesses nicht auf religiösem, christlichem Gebiete lag," so wolle er nicht vergessen, daß man jede Neubegründung einer Missionsarbeit in Japan mit einem weiten Ziehen der Netze beginnen muß; überall gilt es Fühlung zu gewinnen, Beziehungen anzuknüpfen, mit allen Schichten der Bevölkerung bekannt zu werden. Erst dann darf man die Netze enger zusammenziehen, wenn man fühlt, daß etwas darin steckt. Daher die Mannichfaltigkeit der Vorträge und sonstigen Operationen, die auf den Laien den Eindruck der Unbeständigkeit und Ziellosigkeit machen müssen, in Wirklichkeit einem aber erst zu dem festen, wenn auch nur bescheidnen und beschränkten Grunde verhelfen, der nun das solide Fundament bildet für einen ruhigern, regelrechten Missionsbetrieb. D. Dalton nimmt nicht an, daß ich in jenen vorbereitenden Arbeiten, und im besondern in den vielen Vorträgen, den Schwerpunkt nicht auf christlich religiöses Gebiet verlegt habe. Er thäte mir sonst bitter Unrecht; denn alles — und dies kann ich nicht genug wiederholen — muß in einer Missionsthätigkeit religiös sein, und nur die energischste religiöse Konzentration wird wieder religiöse Erfolge erzielen. In der Befolgung dieses Axioms sehe ich schon in der Methode einen prinzipiellen Unterschied zwischen unsrer Thätigkeit und derjenigen der Unitarier, mit denen ich auch in Japan unmöglich sympathisiren konnte und die uns viel ferner stehen, als D. Dalton glaubt. Eine religiösen Ernstes und christlicher Tiefe so oft ermangelnde Missionsthätigkeit, wie sie zu meiner Zeit der Unitarier Knapp in Japan begründete, verfehlt gerade den Zielpunkt aller christlichen Missionsthätigkeit: das Herz eines Volkes zum Herrn zu führen. Ich weiß, daß meine Freunde, die unserm Vereine seinen Charakter gegeben, hierüber denken wie ich. Drum lasse man uns doch in Gottes Namen weiter bauen an unserm bescheidnen Werke, und wenn man dann einmal irgendwo überzeugt ist, daß es Menschenwerk ist, was wir treiben, so sei man so weise wie Gamaliel und mühe sich nicht damit ab, Vollstrecker von Gottes Gerichten zu werden.

In Bezug auf die theologische Schule wie auf den gegenwärtigen Stand unsrer Missionsarbeit in Japan spricht D. Dalton von enttäuschten Hoffnungen und Erwartungen. Man wolle nicht übersehen, daß die letzten fünf Jahre in Japan eine Reaktion gegen die Fremden und ihr Christentum entfesselt haben, die alle Missionen erschütterte. Man denke an die trüben Erfahrungen, die die evangelisch-amerikanische Mission in Kioto und Osaka gemacht hat. Man war überall froh, nur das Bestehende erhalten zu können. Man warte erst in Geduld das kommende Jahrzehnt, das sicherlich einen dem Evangelium günstigen Aufschwung bringen wird, ab, und dann wird man eher einen Maßstab zur gerechten Beurteilung des Erfolges einer Mission haben. Wenn man weiter nicht vergißt, wie mit einer verschwindend kleinen Zahl von Missionsarbeitern und wie mit geringen sonstigen Mitteln wir arbeiten müssen, so wird man von enttäuschten Hoffnungen nicht sprechen. Die alljährlich in Yokohama veröffentlichten statistischen Missionstabellen weisen, soweit Ziffern in Betracht kommen können, für unsre Mission auch für 1894 im Vergleich mit den übrigen Missionen ein recht günstiges Resultat auf. Freilich wer unter Freunden und Feinden sich gleich zu Anfang daran gewöhnt hat, all unser Thun und Lassen mit dem Vergrößerungsglas von Liebe oder Haß zu betrachten, der wird aus Enttäuschungen sich nur schwer herausarbeiten.

Daß wir in unsrer theologischen Schule Stipendien zahlen, steht in Uebereinstimmung mit allen theologischen Schulen Japans. Oft hat man sich mir gegenüber beschwert, daß wir die geringsten Stipendien ausrichten. Ich mache die Stipendien den Schulen nicht zum Vorwurf; denn ohne solche Hilfe könnten die fast durchweg bedürftigen Schüler nicht existiren; nur wünsche ich, daß man dann auch uns in dieser Hinsicht ungeschoren läßt. (Dalton S. 255.)

Ueber unsre Verwertung der Studenten als Dolmetscher bemerkt Dalton:

Gleich von Anfang an wurden und werden diese Studenten zu wichtigen, praktischen Arbeiten herangezogen. Noch ehe sie selbst im Glauben gefestigt, dienten sie gleich in den ersten Wochen bei den Gottesdiensten in der kleinen Hongogemeinde als Dolmetscher.

Als die Hongogemeinde gegründet wurde, war unser jetziger Prediger Minami mein Dolmetscher, eine treue, aufrichtige Christenseele, nach Aussage aller als Dolmetscher vorzüglich, und in den Gottesdiensten der Bandschogemeinde, der zweiten Gemeinde, wo ich regelmäßig predigte oder Vorträge hielt, dolmetschte Prediger Kozaki, einer der bewährtesten christlichen Prediger Japans, und nur im Falle seiner Verhindrung trat der als eifriger Christ treu bewährte Professor für Nationalökonomie an der Universität, Wadagaki, ein. So habe ich jahrelang gearbeitet und bin oft um diese tüchtigen, frommen helfenden Kräfte beneidet worden. Als wir später unsre theologische Schule ins Leben riefen, haben wir einzelne tüchtige Schüler zu praktisch religiöser Arbeit in der Gemeinde herangezogen in Leitung von Sonntagsschulen, Organisation von Bibelstunden und Jünglingsvereinen und dergleichen, da wir diese jungen Leute in fortgehendem Zusammenhang mit dem christlichen Gemeindeleben auch religiös erziehen wollten. Als Dolmetscher beliebige, unreife Jünglinge zu gebrauchen, hätten mir meine Zuhörer schon verboten; denn bei unfähigen oder unwürdigen Dolmetschern hält es auch ein christlich-japanisches Publikum nicht aus.

D. Dalton kommt auf unsre litterarische Arbeit zu sprechen. Im Herbste 1888 wurde mit der Herausgabe von „Schriften zur Erklärung und Verteidigung der christlichen Religion begonnen; in welchem Geiste, das werden wir bald mit ein paar Proben zu belegen haben." Die Proben sind nur in Bezug auf eine Schrift gebracht worden. Warum giebt er nur Auszüge aus dieser und versucht mit diesen paar Stellen sämtliche Schriften in ein übles Licht zu rücken? Ich glaube kaum, daß seine Gewährsmänner in den fünf vorangegangnen kleinen Schriften auch nur einen Satz hätten finden können, der irgend einem Christen zum Anstoß gereichte. Schon die Titel: 1. Giebt es Geist in der Welt, oder ist alles nur Materie? 2. Ist die Ursache der Welt Geist oder Materie? 3. Der Sonntag. 4. Hausgottesdienst. 5. Verzeichnis von Bibelstellen für den Hausgottesdienst während eines Jahres — zeigen, daß es sich bei der Herausgabe dieser Schriften um ernstlichen Aufbau religiösen Lebens handelte.

Es ist keine edle und vornehme Art der Polemik, Vermutungen auszusprechen, die nur geeignet sind, den Gegner herabzusetzen. Es geschieht das im Daltonschen Buche mir gegenüber wiederholt, und doch weiß der Verfasser sehr wohl, daß ich ihn gern mit zuverlässigen Informationen bedient hätte. Jene Flugschriften haben in der Monatszeitschrift Schinri ihre Erweiterung und Fortsetzung gefunden. Das Heraklitische πάντα ῥεῖ gilt von allen und zumal von den litterarischen Unternehmungen auf dem Missionsfelde in Japan. Die Fortsetzung der Flugschriften als eine theologische und philosophische Zeitschrift hielten wir für wirksamer, und so handelte es sich damals nicht um eine nach kurzem Bestande eingegangne Gründung, sondern um einen litterarischen Weiterbau.

Schinri haben wir nicht gegründet um in Japan Kritik zu importiren. Ich wünschte nur, D. Dalton hätte, statt ausschließlich nur auf Stellen zu fahnden, die er zum Angriff gegen unser Werk verwenden zu können glaubt, auch andres, wie z. B. das Programm in der ersten Nummer von Schinri, übersetzt und veröffentlicht. Warum hat er es vermieden, auch nur einen Satz aus den zahlreichen, positiv aufbauenden Artikeln in Schinri zu veröffentlichen? Für die in Schinri erscheinenden Artikel übernimmt jeder Verfasser die Verantwortung. Darum geht es auch nicht an, in einzelnen Artikeln und zumal in solchen kurzen Auszügen, wie wir sie bei Dalton lesen, den Ausdruck eines Parteistandpunktes der Missionsgemeinde der Heimat oder eine authentische Interpretation der Methode und des Geistes der Arbeit auf dem Missionsfelde zu sehen. Ueber die theologische Kritik in der Mission habe ich mich bei meiner Rückkunft aus Japan geäußert und beziehe mich auf jene Ausführungen (Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionskunde 1891, S. 189 ff). Wir alle wissen es, daß nur die religiös aufbauende Arbeit im Missionsleben Erfolge erzielt, und wo man bei der Erziehung von Theologen, zumal jungen Japanern, dem Dünkel des Bewußtseins einer superioren,

wissenschaftlichen Ausrüstung die Demut des Glaubens opferte, da würde man freveln und all die schweren Anklagen, die D. Dalton auf Grundlage einiger weniger, vielleicht nicht einmal richtig übersetzter Auszüge aus Schinri gegen uns erhebt, verdienen. Warum aber sollen Japaner nicht mit den Resultaten einer besonnenen, den ganzen Glaubensinhalt des Evangeliums und den Reichtum der historischen Tradition der christlichen Kirche erst recht erschließenden Theologie bekannt werden? Als ich nach Japan kam, hatte sich die unitarische Litteratur oberflächlicher Art und der Rationalismus von Strauß, Renan und Genossen im Bunde mit der modernen atheistischen, englischen Philosophie schon längst verbreitet. In ihrem Geiste verlangte man religiöse Reform und Aufklärung. Dagegen haben wir entschieden Front gemacht; wir, dieselben Leute, denen man es jetzt zum Vorwurf macht, sie hätten einen die Stätten Gottes verwüstenden Rationalismus in Japan eingeführt. Wir haben im Gegenteile schon gleich im Beginn mit aller Kraft dagegen gearbeitet, daß das religiöse Leben der ohnehin zu Rationalismus hinneigenden Japaner nicht in das seichte Bett vulgärer Aufklärung triebe, wohin es schon vor unserm Kommen so sehr drängte. Daher die Thatsache, daß wir in unserm Streben, zu konservieren, den Zusammenhang mit dem historischen Christentum durchaus aufrecht zu erhalten und es apologetisch zu vertreten, von rationalistischen Reformern ignorirt oder direkt befehdet wurden und eine Gemeinschaft mit den nach uns kommenden Unitariern ganz unmöglich war. Wenn Japans Christentum früher oder später die Klippen einer rationalistischen Entleerung des Christentums umgehen kann, so glaube ich im Gegensatze zu unsern Gegnern, daß uns hierbei einiges Verdienst gebührt. Spinner

---

Adrian Fermont

Fermont. Roman von Walther Siegfried. München, 1893. Preis 6 Mk.

1

Viel angefochten wird die Schule jüngerer Dichter und Künstler, die sich selber die „Modernen“ zu nennen pflegen. Es begreift sich das nicht nur aus dem Trägheitsgesetz, unter dem die Mehrzahl der Menschen steht und das ohne weiteres in Gleichgiltigkeit oder Schroffheit ablehnt, was die Kreise der Alltäglichkeit stört. Vielmehr ist die Gedankenwelt wie das Empfindungsleben dieser Jungen auch bei genauerer Kenntnis vielen fremd und unverständlich, ja antipathisch. Wir sind zumeist aufgewachsen in einer durchaus andern Welt, die für Verstand und Herz alte, festumrissene Werte besaß, Resultanten aus der Welt- und Menschheitsentwicklung von Jahrhunderten, und es wird uns schwer, Wahrheiten, die wir gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben, aufzugeben und andre an ihre Stelle zu setzen. Und es ist wirklich ein Neues, das diese Jugend in Bild wie in Schrift treibt. Die alten Autoritäten sind für sie vernichtet, sie wagen es, kühn alles in Frage zu stellen, um neue, befriedigendere Antworten zu finden, die Geist und Gemüt des modernen Menschen wahrhaft erfüllen. Es liegt mir fern, über ihr Wollen und Können hier ein endgiltiges Urteil abzugeben; ich halte das auch für unmöglich, weil sie alle noch Werdende sind und darum ihr Denken wie ihr Dichten noch kein fertiges Gepräge trägt. Aber es ist doch für uns, die wir uns nicht festgerannt haben in Urteilen und Stimmungen vergangner Geschlechter, sondern fröhlich glauben an eine stetige Entwicklung menschlichen Seins, es ist für uns einfach Pflicht, auch das, was die Modernen bieten, zu prüfen, um das Beste zu behalten. Vielleicht ist mancher, der es anfangs nicht glauben will, überrascht, Berührungspunkte mit seinem eignen Denken und Glauben zu finden.

2

Fermont ist seit frühester Jugend ein Mensch der Kraft gewesen. In unbändiger Leidenschaft ist er durchs Leben gestürmt, in jedem regelnden Gebot nur Weibersinn verhöhnend, rücksichtslos niedertretend Dinge wie Menschen, die ihm in den Weg sich stellen. Dabei ist seine Seele nicht nur von Sinnengier trunken, auch Großes, Gewaltiges wohnt in ihr, hehr Ideale; aber beides vereint vermag ihm kein reines Glück z gewinnen; er versteht die Menschen nicht, die ihm alle nur ei erbärmlich Pack sind, und die Menschen begreifen ihn nicht, wei er kein inniges Vertiefen in andrer Seelen kennt. Herbe Schläg des Schicksals, der Tod des einzigen Freundes und die Untreu der Geliebten, an die er allein noch geglaubt hat, vernichten i ihm das letzte Fühlen für andre Menschen. Er flucht ihne allen als elenden, auf der Erde kriechenden Feiglingen und ei hinweg in die Einsamkeit der Alpen, um mit sich und seinen Groll allein zu sein. Wilder Hohn nur beseelt ihn noch; Hoh nur hat er für die Menschen, die drunten in den Thälern ge duldig ihr Sklavenjoch schleppen, und Hohn nur für den, de diese Menschenwelt ins Dasein gerufen, diese Welt voll Qua und Jammer und Elend. Immer dichtere Schleier weben sic um ihn: der Zweck der Welt wie das Ziel des Einzelleben sind ihm ein düstres, drückendes Rätsel. Sein grübelnder Verstan weiß keine Antwort, sein einsames Ich, das nur sich kennt, ha keine Lösung. Zuerst redet noch die Natur in ihrer Grö und Pracht zu ihm, doch auch sie wird stumm, als er in ih wie im Leben bittre Kämpfe und Ungerechtigkeiten schau Trotzig hebt er die Faust gen Himmel:

> Hier stehe ich und verachte kraft meiner mir gelassenen Vernun so vielen Widersinn in deiner Welt und so viel rohe Willkür deine Einrichtungen. Trotz kocht in meinen Adern; Trotz und Stolz erhalte aufrecht. Und in den tiefsten Tiefen meines Innern bleibt ein Que von dunkler Kraft, der mirs zum Schicksal macht, auch noch der Zukun zu begegnen. Der Menschen Städte hab ich jetzt verlassen. Des Eke und der Schmerzen übervoll vergrub ich mich in eine Oede. Jetzt gan allein in dieser weiten Wildnis steh ich dir, Geschick! — was weiter?

Da trifft er auf seinen Wanderungen die Frau eine Holzknechts. Sie hat so wunderbar stille Augen, die ihn banne Es strahlt etwas aus diesen Augen, er weiß nicht was, abe ihn ziehts immer wieder zu dieser Frau. Sie hat ein furch bar qualvolles Los zu tragen: ihr Mann ist ein Säufer, de sie aufs rohste behandelt. Sie hat in der Jugend zuerst sein Bewerbung zurückgewiesen, aber dann hat sie ihn doch geheirate weil sie glaubte, ihn retten zu können. Er ist der alte ge blieben, aber sie ist trotz allem sanftmütig und geduldig, erfül still ihre Pflicht, legt in des Lebens kleine alltägliche Ding eine heilige Liebe hinein. Fermont ist stumm gegenüber de schlichten Großartigkeit, mit der die Frau in ihr Schicksal sic gefunden hat. Er beginnt des Menschseins kleine Dinge, die ih nichtig und vergänglich waren, noch einmal prüfend zu betrachte er empfindets, daß man doch bei den Menschen wieder un wieder reine Güte trifft, leise dämmert ihm die Ahnung au wie des Lebens höchstes Gut wohl in andrer Richtung lieg als in der des Denkens und des Verstandes.

Ein zweiter Mensch aus des Lebens Tiefen tritt ihm nahe ein junger Zimmergesell, gleich Fermont selbst von schwere Schicksalsschlägen getroffen, einsam, ohne Liebe und Teilnahm andrer aufgewachsen. Fermont fühlt, er muß diesem Jünglin Brot geben, nicht Steine, er muß ihm etwas sein, ihm den Pfa weisen im Ringen nach dem Seelenfrieden. Eine innige Freundschaft verbindet allmählich beide, erfüllt von beglückendem Gebe und Nehmen. Staunend steht Fermont vor dem tiefen Leben de Gemüts, das in Beppo pulsirt, staunend fühlt er im eigne Innern ein Neues erstehen, als er in heißer Liebe ein andre Menschenkind umschlingt. Zwei ungleichen Welten entstamme sie, er der hochgebildete Mann, und jener niedriggeborne, einfache Zimmergesell, aber die ungleichen Welten gehören sic dauernd durch eine höhere Kraft, durch die des Gemüts, da aus warmem Quell beseligende Liebe strömen läßt. Sein junge Freund stirbt für ihn durch Mörderhand. An seinem Sarg geht es Fermont auf, daß es über des Verstands abgrundtiefe Grübeleien eine sichre, ewigschöne Welt der Menschenliebe gibt die alles Herzleid stillt, vor allen Rätseln birgt, gehts ihm auf daß das große wie jedes kleine Einzelleben zu verstehen ist au des Menschen innerm Sein:

> Da haben sie dir deinen bessern Kittel angezogen. Ich muß ih fort und fort betrachten: das Symbol deines irdischen Loses; ach ja das war das ärmliche Gewandlein, das du auf Erden zu tragen hattest und wie Hohes steckte darin. Und du solltest jetzt tot sein und mi

nem Tode fertig? Diese Gaben einer Seele, die in Fesseln der Niedrig- gebannt so unentwickelt geblieben, eine gefangne Kraft, sie sollten sein, verloren auf immer? Nein, nein. Sollte nicht in dieser Stunde, diesem Anblick, diesem blutigen Weh in meiner Brust für mich die fenbarung liegen: daß es ein Leben nach dem Tode giebt? Ach wahr- , mir scheint jetzt, es könnte nicht anders sein, ich muß, ich muß h wiedersehn, du armer Freund, und du — du mußt mich wiederer- nen; die Treue, die dich für mich in den Tod getrieben hat, mußt gelohnt erleben, mit all der Liebe und dem ungeheuern Sehnsuchts- ang zu dir, die jetzt mein Inneres übergroß erfüllen. O Beppo! eiches, stilles Bild, mein Herz ist Liebe, all mein Fühlen Dank: daß mir so den Menschen offenbart hast. Dein Tod wird meines bens Umkehr sein.

Und des Freundes Tod wird Fermonts Umkehr. Nicht ill er mehr trotzigkühn als Uebermensch den andern fluchen; fühlt sich als Glied eines großen Ganzen von höherer Hand sichtsvoll geleitet, nach ewiger Ordnung hineingestellt in den reis der Menschen, den mit des Lebens Last Beladnen, den lflos Tastenden, zumal „den geistig Armen, die auch da sein üssen," zurechtzuhelfen mitleidend und mitfühlend. Hinaus eilt aus der Einsamkeit auf neues Wandern:

Zu wirken ungeduldig regt sich das Gewonnene, des langen eidens reife Frucht: Verstehen, Mitleid, Menschenliebe! Und jenem Beisen gleich, von dem geschrieben steht, rief ich erkennend und ent- hlossen aus: Einst trug ich meine Asche in diese Berge, nun will ich ein Feuer in die Thäler tragen.

Bei einer Heldenthat der Liebe stirbt Fermont bald hernach.

3

Wenig Handlung ist in Fermont. Die Welt in Fermonts nnerm ist der Vorwurf des Romans. Und sie ist mit wunder- arer Zartheit, tiefem Verständnis für die leisesten Regungen es Gemüts, liebevoller Versenkung in seelisches Leben darge- ellt. Eine Inhaltsangabe vermag das nur nicht zu zeigen, wenig wie ich die Stimmung, die über einer Landschaft liegt, öllig in Worte fassen kann. Ich habe diesen psychologischen Roman fast mit Begeisterung gelesen; ist doch nichts fesselnder ls eines Menschen Innenleben, die Art, wie er aus der eheimnisvollen Tiefe seines Ichs das Dasein zu erklären und u verstehen sucht.

Aber das nicht allein hat mir das Buch wert gemacht. Mehr noch die feinsinnigen Schilderungen von dem Empfindungs- eichtum der Niedern und Enterbten, das Hohelied der Menschen- iebe, das auch hier gesungen wird. Der Uebermensch Fermont, er alle niederschleudert, wird zum Apostel demütig dienender Liebe, die das Verlorne sucht und des Schwachen wartet. Dem Verfasser war sein Werk offenbar eine Selbsterlösung aus den Banden Nietzschischer Gedanken.

Ob der Roman christlich ist? Nach meiner Meinung liegt r zum mindesten auf der Linie des Christentums, und ich teile as Gefühl, das ein mir nahestehender junger Dichter kürzlich mit dem Worte über Fermont selbst aussprach: Der stille Sieger- lick des Nazareners hatte ihn getroffen. Paul Luther

Verschiedenes

(Professor Huxley) ist am 24. Juni im Alter von siebzig Jahren en Folgen der Influenza erlegen.*) England verliert in ihm einen einer hervorragendsten Männer, einen seiner größten Naturforscher. Uns interessirt er hier nicht in erster Linie als Gelehrter. Vielmehr ls der Vorkämpfer jener Geistesrichtung, die er selbst im bewußten Gegensatz gegen die christliche Gnosis „Agnostizismus" genannt hat. s thut nichts zur Sache, daß dieser Name bei uns weniger bekannt ist. ie damit bezeichnete Denkart ist unter den Gebildeten unsrer Tage ielleicht um so verbreiteter. Ein Agnostiker ist, wenn man es kurz agen will, einer, der in seiner Weltanschauung keinem Gedanken einen Platz oder auch nur ein Winkelchen gestattet, der nicht den Eintritts- reis eines „logischen Beweises" erschwingen kann.

Es ist klar, daß der bittre Ernst da anfangen muß, wo die innersten Lebensfragen des Menschenherzens mit diesem Grundsatz zusammen- eraten. Dem christlichen Glauben und der Thatsache, auf der er ruht, teht der Agnostiker mit chronischem Achselzucken gegenüber. „Wenn wir icht logische Beweise haben, so glauben wir nicht." Das ist die Grund- timmung.

So scharf nun aber auch solch eine Denkweise der christlichen Ueberzeugung und ihren überweltlichen Realitäten gegenübersteht — s würde uns doch schlecht anstehen, einen Mann wie Huxley einfach mit der Marke des Unglaubens abzufinden. Gewiß gilt auch von ihm das Psalmwort: „Große Leute fehlen auch." Aber er war doch zum mindesten ein achtungswerter Gegner christlicher Weltanschauung**). Es liegt nur an uns, ob wir nicht gerade die Irrwege eines bedeutenden Mannes uns zur Förderung dienen lassen wollen. Wer je eine Ver- tiefung seines innern Lebens oder auch nur eine Weitung des Blickes in ehrlicher offner Auseinandersetzung mit gegnerischen Lebensanschau- ungen erfahren hat, der wird sich mit lebhaftem Interesse dem nun ab- geschlossenen Leben eines Mannes zuwenden, der durch die rastlose, eifrige Bekämpfung religiöser und theologischer „Verirrung" unbewußt dazu dienen mußte, die Gedanken andrer mehr auf das Wesentliche hin- zurichten und ihre Gedankenwelt zu klären. Er selbst hat, soweit wir sehen, das Christentum nie verstanden. Aber man darf nach seinen eignen Andeutungen wohl so viel sagen: dafür ist in weitem Maße seine religiöse Jugenderziehung und die starre ekklesiastische Form, in der ihm das Christentum entgegentrat, mit verantwortlich zu machen. Dürfen wir nicht solche Männer auch einmal unter dem Gesichtspunkt des „Opfers" betrachten, als solche, meine ich, die um andrer willen besondre Wege geführt werden; deren Augen gehalten werden, damit andre um so heller sehen?

Eine ausführlichere Würdigung des Verstorbnen muß noch vor- behalten bleiben. Daß sein Leben und sein Eingreifen in die Probleme, die die Gegenwart bewegen, unser Interesse verdienen, bedarf kaum eines Beweises. Eins darf man ihm gewiß nachsagen: er hat nach Wahrheit gesucht. Vielleicht sollen wir an ihm lernen, daß wir sie mit dem Verstande allein nicht finden können. P. J.

(Ueber die Volkstümlichkeit der Predigt) ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre viel verhandelt und geschrieben worden, selten wohl so umsichtig und tief eindringend wie neuerdings von Professor D. Hering in Halle. (Die Volkstümlichkeit der Predigt. Rektoratsrede. Halle, Mühl- mann, 1892. 63 S. 1 Mk.). Zwar ist die Sprache an einzelnen Stellen (S. 36 und 38) schwerfällig und die Darstellung zuweilen etwas akademisch, was sich wohl aus dem Ursprung des Schriftchens erklärt. Auch dürften nicht alle Urteile in der ihnen gegebnen Allgemeinheit richtig sein. Z. B. ist die Stellung des Volkes, besonders des Landvolkes gegenüber dem geist- lichen Amte in den verschiednen Gegenden sehr verschieden, und selbst die Praxis der Laienpredigt nicht überall so einflußlos, wie es scheinen könnte. Auch glaube ich nicht, daß die Seite 51 gegebne Kritik das offenbar ge- meinte Buch „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" wirklich trifft. Aber abgesehen davon ist die ganze Frage überaus lehrreich und an- mutig behandelt, in einer Weise, die nicht bloß Theologen fördern, sondern auch gebildete Laien anregen kann. Hering erörtert sehr feinsinnig den Unterschied zwischen echter Volkstümlichkeit und Popularität, das Pro- blem der Laienpredigt und die verschiednen Versuche und Arten, volks- tümlich zu predigen. Als Merkmale der Volkstümlichkeit nennt er den schlichten Gemütston der Rede, die herzhafte Kraft, die Geradheit und Klarheit, die Anschaulichkeit und deutlich markirte Ordnung, den natür- lichen Reichtum an Bildern und Gleichnissen, die lebendige Teilnahme am Volksleben. Er giebt sehr bemerkenswerte Winke, wie man solche Volkstümlichkeit gewinnen und erwerben kann; dabei mahnt er vor allem zur Vertiefung des religiösen Lebens, zur innerlichen Einigung mit biblischem Glaubens- und Sprachgeist und zum Vertrautwerden mit ursprünglicher deutscher Eigenart. Endlich bespricht er die Frage, wie weit der Prediger die konkreten Einzelfragen des praktischen Volkslebens in der Predigt behandeln soll. Mannichfache Beispiele und Vergleiche dienen den Grundgedanken zur Erklärung und Belebung. W B

(Das ABC unsers Glaubens) Dem evangelischen Volke darge- boten von Hans Paul, Pfarrer zu Lingelbach (Kassel). Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1895. 43 S. 60 Pfge.

Wer mit dem Verfasser dieses Schriftchens der Meinung ist, daß immer noch viel zu wenig gethan, das Evangelium zu der alles durch- dringenden Lebenskraft unsers Volkes zu machen, wird seine kleine Arbeit mit Freuden begrüßen. Er stellt drei ABC-Fragen: An wen haben wir zu glauben? Warum haben wir zu glauben? Wie haben wir zu glauben? und antwortet: Wir glauben an den Gott, der sich in Jesu Christo offenbart hat; die Offenbarung in Christo ist die wahr- haftige, weil der demütig, fröhlich, glaubensgewiß duldende Jesus uns den Eindruck abzwingt, daß er der wahrhaftige Offenbarer Gottes ist, und weil die Seligkeit, die wir in der treuen Nachfolge Jesu empfinden, diesen Eindruck als einen von Gott gewirkten Glauben rechtfertigt; wir haben Glauben darin, daß wir Jesu als unserm Heiland nachfolgen sowohl in seinem Vertrauen auf seinen und darum auch unsern Vater im Himmel als auch in seiner Liebe zu den Menschen.

Ob das ungenügendes, ob das rationalistisch verdünntes Christen- tum ist? Nun ich meine, wo man irgend ernsthaft Christus und seiner

*) Vgl. Chronik der Christlichen Welt Nr. 29.

**) The Christian World bringt in ihrer letzten Nummer vom 11. Juli eine Stelle aus einem Briefe Huxleys vom Jahre 1880, die wir in diesem Zusammenhange mitteilen: „Es giebt zwei Dinge, an denen mir wirklich etwas liegt — das eine ist der Fortschritt wissen- schaftlichen Denkens, und das andre die Besserung der Lage der Massen des Volks, ihre Erhebung aus dem Elend, das bisher das Los der großen Mehrheit von ihnen war. Berühmtheit nach dem Tode hat nichts besonders Anziehendes für mich; aber sollte man sich meiner überhaupt erinnern, so wünschte ich wohl man gedächte meiner als eines Mannes, »der nach besten Kräften dem Volke geholfen hat.« Das wäre mir lieber als irgend ein andrer Titel." Zur Illustration dieses Wortes sei noch erwähnt, daß der junge Huxley nach beendigtem Stu- dium seine Kräfte zuerst in den Dienst der Armen des Londoner Ostends stellte.

Religion Wesen betrachtet in heiligem Wahrheitsdrang, da wird man heute einzig und allein noch wurzeln können in dem innern Leben Christi. Unser Volk klammert sich freilich infolge des mangelhaften Religionsunterrichts noch immer an äußerlich aufgefaßte, zwischen Himmel und Erde sich abspielende Geschehnisse als des Christentums Wesen, aber es wird, je treuer wir an ihm arbeiten, um so eher den rechten evangelischen Glauben erfassen, der seinen Grund ganz allein in der Person Jesu Christi hat, und der selbst in der treuen Nachfolge Jesu, des Heilands, besteht. Möchten ihm dazu mehr solche Büchlein helfen wie das obige, die in schlichter Sprache aber glühender Heilandsliebe von unserm Herrn zeugen. P L

(Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama) vom Standpunkt der Innern Mission. Referat auf der Thüringer Konferenz für Innere Mission zu Weimar, 8. Mai 1895, von D. Willibald Beyschlag. (Halle a. S., Eugen Strien. 50 Pfge.) Es ist beachtenswert und ein erfreuliches Zeichen, daß auf einer Konferenz für Innere Mission von einem theologischen Professor ein derartiges Thema behandelt werden konnte. Man ist in unsern Kreisen noch lange nicht allgemein genug zu der Erkenntnis gekommen, daß es unsre Pflicht ist, uns ernsthaft mit der modernen Litteratur zu beschäftigen. Sie ist ein so wichtiger und einflußreicher Faktor, daß es schlechterdings unmöglich ist, unsre Zeit richtig zu beurteilen, ohne ihn in Betracht zu ziehen. Es gab und giebt noch viele, denen eine Gänsehaut überläuft, wenn sie nur die Namen Zola, Ibsen, Sudermann oder Hauptmann hören — und doch haben sie nie etwas von ihnen gelesen. Wie es aber heutzutage einem Pfarrer, besonders in der Stadt, erspart bleiben soll, in der einen oder andern Weise seine Stellung zur modernen Litteratur, seine Ansicht über diese oder jene ihrer Erscheinungen darlegen zu müssen, ist mir nicht ersichtlich. Die Christliche Welt hat diesen Standpunkt seit langem vertreten und stets versucht, den bedeutendern Erscheinungen auf diesem Gebiete gerecht zu werden. Daß sie darin nun einen Nachfolger in einem Mann wie Professor Beyschlag gefunden hat, dafür sind wir dankbar und voller Freude. Freilich stimmen die Urteile, die in der vorliegenden Broschüre über die bekanntesten Stücke Sudermanns (Die Ehre, Sodoms Ende, Heimat) und Hauptmanns (Vor Sonnenaufgang, Die Weber, Hannele) gefällt werden, nur in wenigen Punkten mit den Ergebnissen der Untersuchungen überein, die in unsrer Zeitschrift angestellt worden sind. Um die „Jungen“ und „Jüngsten“ ganz verstehen zu können und ihnen wirklich gerecht zu werden, muß man ihnen ein wenig mehr „kongenial“ sein, als Professor Beyschlag das — naturgemäß — sein kann. Wir halten die Hoffnung fest, daß sich ein Besseres aus dieser Litteratur entwickeln wird. Dabei verkennen wir ihre Schwächen, Fehler, ihre Gefahren ebenso wenig, wie wir bereit sind, das Gute, was in ihr liegt, nämlich das ehrliche, rücksichtslose Streben nach Wahrheit anzuerkennen. Daß aber eine Entwicklung selbst über Goethe-Schiller hinaus an sich möglich ist, wer wollte das im Ernst bezweifeln? E Tnn

(Für die Reisezeit) läßt man sich gern stille Plätze nennen, wo die Nerven Ruhe finden und eine christliche Hausordnung ein Heimatgefühl weckt. Von einem Seehospiz dieser Art, das 1890 errichtet, 1893 wesentlich erweitert worden ist und etwas Aehnliches darstellt wie das dem Kloster Loccum gehörige Hospiz auf Langeoog, erzählt ein hübsches Heftchen aus dem Verlage der Anstalt Bethel in Bielefeld (1893): Bilder aus Amrum (30 Pfge.). Pastor v. Bodelschwingh, in praktischen Gründungen Meister, hat die Errichtung des Hospizes an der weltabgeschiednen Nordspitze der kleinen Insel hauptsächlich zustande gebracht; im übrigen ist das Unternehmen ein finanziell selbständiges, ein Werk christlicher Liebe auch darum, weil Ueberschüsse zu Preisermäßigung für Unbemittelte verwendet werden sollen. Die Art, wie Pastor Eckardt von Altenburg in dem Heftchen seine eignen Erlebnisse auf der Insel, namentlich auch das „schlichte, kernige, fromme, glückliche Völkchen“ auf derselben schildert, macht wirklich Lust zu einem Besuch auf etliche Wochen. (Preise für ein Zimmer wöchentlich von 6 bis 18 Mk., für volle Beköstigung 21 Mk. Anmeldungen bei der Verwaltung des Seehospizes auf Amrum bei Sylt, Post Nebel).

Wer Waldluft und schöne Spaziergänge sucht, mag sich der auf Mitte Juli vorgesehenen Eröffnung des christlichen Kurhauses Palmenwald bei Freudenstadt im württembergischen Schwarzwald, 740 Meter über dem Meer, freuen. Die Preise sind hier 4½ bis 6 Mk. täglich für volle Pension ohne Getränkezwang. Die Art, wie ein — jüdischer oder christlicher? — Arzt namens Traub in einer Stadt am Mittelrhein gegen dieses Kurhaus vor seiner Eröffnung, ja weiterhin gegen ganz Freudenstadt bloß deswegen öffentlich warnend aufgetreten ist, weil ein Komitee ernster christlicher Männer in einem christlichen Lande sich erlaubt hat, ein Kurhaus mit christlicher Hausordnung zu errichten, dient, wie wir hoffen, dem neuen Unternehmen zu wirksamer Empfehlung. P W

(Bibelkenntnis unsrer Schriftsteller) Diesmal liegt der Fall umgekehrt. Es wird nicht das Bibelwort profanem Urheber zugesprochen, sondern ein Zitat aus weltlicher Dichtung avancirt zum Bibelwort. Die Protestantische Kirchenzeitung macht die schier unglaubliche Mitteilung, daß in einem Roman der Zeitschrift Vom Fels zum Meer (14. Jahrg., 15. Heft, S. 62) der Dichter Karl Busse die Rede Philinens (!) aus Wilhelm Meister: Wenn ich dich liebe, was geht es dich an? in die Bibel versetzt. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Bibel- oder die Goethekenntnis. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt jeder besondern Meldung: Gott der Herr schenkte uns **einen prächtigen Jungen.**
Ellensen, Kreis Einbeck, den 9. Juli 1895
Pastor **Sievers** und **Frau** geb. **Trummer**

Einfacher und gesunder **Landaufenthalt** für Familien bietet sich in hübscher Gegend bei dem billigen Pensionspreise von 2½ Mk. für Person und Tag bei
Fräulein **Caroline Schulz,**
Oberweinberge b. Tschicherzig a. O., Kreis Züllichau.
Empfohlen durch Herrn Diakonus Stier und Frl. Emma Schubring in Dessau.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Die Not des vierten Standes
von einem Arzte
Broschirt 2 Mark

Die heilige Elisabeth. Skizze aus dem christl. Leben des 13. Jahrh. von **A. F. C. Vilmar.** 60 Pf., geb. 1 M.
Jenny Lind. Ein Cäcilienbild aus d. ev. Kirche. Von **C. A. Wilkens.** 2. Aufl. 1,20 M., geb. 1,80 M.
C. Bertelsmann, Gütersloh.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in **Giessen** **Nr. 162.**

Töchterheime des Ev. Diakonievereins
in **Cassel** und **Schloß Werdorf.** Ziel: Erziehung zu sittlicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit. Grundsatz: Mädchen müssen so erzogen werden, daß sie tüchtige Hausfrauen und Mütter sein können, aber auch zu selbständigem Berufsleben geschickt sind. Preis jährlich 800 Mk., für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Näheres durch Prof. D. Zimmer, Herborn.

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.	exkl. Kiste und Porto

—• Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse •—
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**) **Berlin,** Linkstr.

Soeben erschien im Verlage von **M. Wilckens** in **Eisenach:**
Quousque tandem?!
Ein Wort an die evangelischen Geistlichen.
Preis 50 Pfge.
„Ein Anonymus . . . wendet sich in der vorliegenden, trefflich orientirenden, klar überzeugenden Schrift eindringlich an die evangelische Geistlichkeit Deutschlands mit der Bitte, sie möchte sich entschließen, entschieden, viel entschiedner als bisher gegen die Trunksucht vorzugehen . . . Wahrlich, es thut not, daß hier endlich energisch eingegriffen wird. Wir können uns kaum eine überzeugender redende Schrift denken, als die vorliegende. Sie sei aufs wärmste empfohlen und sollte in Massen verbreitet werden.“ (Leipziger Tageblatt, 27. Juni 1895.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Hefte zur Christlichen Welt
Kürzlich sind erschienen:
Nr. 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pfg.
Nr. 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg, Preis 40 Pfg.
Nr. 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens** in der Gegenwart. Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig